

Semesterspiegel

Zeitung der Studierenden in Münster



Studentinnen in Krisengebieten

Themenschwerpunkt

Semesterspiegel

- 02 Impressum
- 04 Editorial
- 05 Aktuelles
- 06 Vorstellung der neuen Redakteure

Hochschule

- 08 Montagsfrage: Neue Öffnungszeiten der ULB
- 10 Wie wir das Gruscheln bezahlen
- 12 Fitness für's Auge
- 13 Studentenfutter wird teurer

Hochschulpolitik

- 14 Studienkollegs müssen erhalten bleiben
- 15 Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Der Gebührenboykott

Titel

- 16 Fotos aus Birma
- 18 Birma zwischen Buddhismus und Autoritarismus
- 20 Ein Praktikum in „Nairobi“
- 22 Das Angeschlagene Paradies
- 24 Der Alltag der anderen
- 26 Drogenland Afghanistan

Leben

- 30 „Was würden Sie tun, Herr Doktor?“
- 33 Das Feuer, in dem wir verbrennen

Kultur

- 35 Glosse: ZUGzwang
- 36 Wie Münster über eine Musikhalle streitet
- 38 Genrehighlights der Filmgeschichte: Hellraiser
- 39 Blick ins Buch: Wild West Revisited
- 41 Blick ins Buch: Edition Eins

Schluss(end)licht

- 42 Termine
- 42 **Januar-Cartoon:** Gute Vorsätze
- 43 Rätsel



Illustration: Ansgar Lorenz

Impressum

HerausgeberInnengremium

Ali Bas
 Jochen Hesping
 Astrid Sauermann
 Sebastian Lanwer
 Steffen Neumann

ssp.hgg@uni-muenster.de

Vi.S.d.P.

Daniel Halkiew

Redaktion

Andreas Brockmann
 Olivia Fuhrich
 Daniel Halkiew
 Eva Kalischewski
 Mareen Kappis
 Navina Kleemann
 Christian Strippel

Layout

Ansgar Lorenz
info@ansgarlorenz.de
www.illutisch.de

Coverdesign

Ansgar Lorenz

Coverfoto

Astrid Sauermann

Geschäftsführung

N.N.
ssp.ceo@uni-muenster.de

Redaktion und Anzeigenverwaltung

Schlossplatz 1, 48149 Münster
semesterspiegel@googlemail.com

Druck

ASTA-Druck

Auflage

3.500

Redaktionsschluss SSP 374

10. März 2008

Der Semesterspiegel ist die Zeitung der Studierenden der Universität Münster. Die Artikel geben die jeweiligen Meinungen des/der AutorIn wieder. Das gilt auch für namentlich gekennzeichnete Artikel von Mitgliedern des Redaktionsteams. Sie dienen auf Grundlage der verfassungsmäßigen Ordnung der Förderung der politischen Bildung, des staatsbürgerlichen Verantwortungsbewusstseins und der Bereitschaft zur Toleranz (HG-NW § 72 (2) Satz 4).

Manuskripte bitte digital (auf Diskette/CD oder per e-mail im Format txt, Bilder und Grafiken im Original oder als tif-Datei (200 dpi, Graustufen, nicht in einer Textdatei eingebunden) an die Redaktion unter Angabe von Namen, Adresse und Bankverbindung. Disketten/CDs und Fotos können nach dem Erscheinen des SSP im Asta-Büro abgeholt werden. Die Redaktion behält sich vor, Beiträge zu kürzen. Artikel unter Synonym werden nicht veröffentlicht. In begründeten Ausnahmefällen können AutorInnen ungenannt bleiben.

Honorar

0,01 Euro für 4 Zeichen

Fotohonorar

8 Euro

Illustration

15 Euro

Rätsel

15 Euro



Liebe Leserinnen und Leser,

zwar nicht in der Krise, wohl aber im Wandel befindet sich der Semesterspiegel seit dieser Ausgabe. Die Redaktion freut sich über vier neue Mitarbeiter, die sich auf der nächsten Seite kurz vorstellen.

Damit einher kommen viele neue Ideen und Anregungen. So könnt ihr euch in dieser Ausgabe bereits über aktuelle Geschehnisse an der Uni informieren und eure Freizeitlücken mit unseren Veranstaltungstipps füllen. Langweilige Minuten in der Vorlesung lassen sich ab sofort mit dem SSP-Rätsel überbrücken.

Das Thema Krise zieht sich durch die ganze Ausgabe. Das Titelthema befasst sich mit Studierenden in Krisenregionen auf der ganzen Welt.

Danach folgen kleinere Krisen, wie die Erhöhung der Mensapreise oder die Verunsicherung der Gruschler durch die Änderung der Nutzungsbedingungen.

Einen Kontrapunkt dazu bieten die Artikel Fitness für's Auge - Die HSP Schau und das Feuer, in dem wir verbrennen, ein Text, der fragt, wie wir mit unserer Zeit umgehen.

Rundum ein sehr spannender Semesterspiegel, bei dessen Lektüre euch die Redaktion viel Spaß wünscht.

Wir wünschen euch erholsame Semesterferien und werden selber die Zeit nutzen, um weiter am Semesterspiegel zu arbeiten. Ihr dürft also gespannt sein und euch auf die nächste Ausgabe im April 2008 freuen.

Für die Redaktion,
Daniel Halkiew



Dalai Lama-Fotoausstellung auf Wanderschaft

Als der Dalai Lama Ende September nach Münster kam, freuten sich nicht nur die 300 Studierenden der sieben Graduate Schools in Nordrhein-Westfalen, die die Gelegenheit hatten, mit dem geistigen Oberhaupt der Tibeter über die universelle Verantwortung in Wissenschaft und Gesellschaft zu diskutieren. Auch die über 4.000 Zuhörer in der Halle Münsterland, die seinem Vortrag beiwohnten, waren sichtlich angetan von dem hohen Besuch.

Dr. Hubert Koller, Koordinator der Graduate School of Chemistry in Münster, hatte den Friedensnobelpreisträger im Namen der nordrhein-westfälischen

Graduate Schools nach Deutschland eingeladen und auch seinen öffentlichen Auftritt organisiert. Auf Koller's Initiative hin sind nun ausgewählte Bilder der beiden Fotografen Joachim Busch und Marco Stepniak von dem Besuch des Dalai Lama in einer Ausstellung zusammen gestellt worden. War die Fotostrecke vom 11. bis zum 30. Januar noch im Foyer des münsterschen Schlosses zu sehen, gehen die Bilder nun auf Wanderschaft durch das ganze Bundesland. Weiter Stationen sind die Graduate Schools der Universitäten Paderborn (15.2.-7.3.) Dortmund (26.3.-10.4.), Bochum (2.5.-23.5.) und Bielefeld (27.5.-30.6.). (cs)

Neues Urheberrechtsgesetz beschränkt den Service der UaLB

Die von Bundestag und Bundesrat beschlossenen Änderungen im Urheberrechtsgesetz führen seit dem Jahreswechsel zu einer wesentlichen Einschränkung der Lieferbedingungen im Fernleihverkehr der Universitäts- und Landesbibliothek Münster. Da die Voraussetzungen für die Lieferungen elektronischer Dokumente nur unbestimmt geregelt sind, müssen alle am Fernleihverkehr teilnehmenden Bibliotheken vorerst auf die elektronische Auslieferung (z.B. als Email-Anhang oder als Download) verzichten. Aus diesem Grund liegen bestellte Aufsätze bis auf Weiteres

nur noch in Kopie als Papiausdruck in der ULB vor und müssen von dort abgeholt werden. Über das Eintreffen der Kopien wird die ULB jedoch noch weiterhin benachrichtigen. Hintergründe und Details zur Urheberrechtsreform bietet das Aktionsbündnis. www.urheberrechtsbuendnis.de. (cs)



Neuer WWU-Kanzler

Dr. Stefan Schwartze, Verwaltungsvorstand des Max-Delbrück-Centrums für molekulare Medizin (MDC) in Berlin-Buch, ist zum neuen Kanzler der Universität Münster ernannt worden. Der 41-jährige Jurist erhielt seine Ernennungsurkunde am Donnerstag, den 3. Januar 2008, in Düsseldorf von Staatssekretär Dr. Michael Stückradt vom Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie des Landes Nordrhein-Westfalen.

Dr. Stefan Schwartze übernimmt am 1. Februar 2008 in Münster als Kanzler die Nachfolge von Dr. Bettina Böhm, die am 1. September vergangenen Jahres als Personalchefin zur Generaldirektion der europäischen Weltraumorganisation ESA in Paris gegangen ist. Mit der Ernennung von Dr. Schwartze für eine Amtszeit von acht Jahren folgte das nordrhein-westfälische Innovationsministerium einem Vorschlag des Senats der Universität Münster vom 19. Dezember vergangenen Jahres.



Geboren 1966 in Wuppertal-Elberfeld, hat Schwartze an den Universitäten Mannheim, Heidelberg und Münster Rechtswissenschaft studiert. 1998 wurde er mit einer rechtshistorischen Arbeit an der Universität Bochum promoviert. Nach zweijähriger Tätigkeit bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in Bonn wechselte er im Jahr 2000 als Referent an das Bundesministerium für Bildung und Forschung. Seit 2003 ist er Administrativer Vorstand des Max-Delbrück-Centrums für molekulare Medizin in Berlin-Buch. (upm)

Expertenkommission untersucht NS-Vergangenheit der WWU Münster

Die Geschichte der WWU Münster ist, insbesondere was die Zeit des Nationalsozialismus angeht, noch nicht hinreichend aufgearbeitet. Das ist im vergangenen Jahr bei der öffentlichen Debatte um die Rolle des münsterischen Mediziners Prof. Dr. Karl Wilhelm Jötten (1886-1958) deutlich geworden. Nachdem das Dekanat der Medizinischen Fakultät aufgrund der Medienberichte bereits entschieden hat, eine Kommission mit der Aufklärung des Falles Jötten zu beauftragen, ist das Rektorat der Universität zu dem Ergebnis gekommen, dass es unabhängig davon notwendig ist, die Geschichte der Universität Münster insgesamt zu durchleuchten.



Das Rektorat unter dem Vorsitz von Rektorin Prof. Dr. Ursula Nelles hat deshalb die Einrichtung einer Expertenkommission zur Aufarbeitung der NS-Geschichte der WWU Münster beschlossen. Den Vorsitz hat der münsterische Historiker Prof. Dr. Hans-Ulrich Thamer, der weit über die Grenzen Münsters hinaus als Fachmann für Nationalsozialismus und europäischen Faschismus gilt und sich auch bereits mit der münsterischen Universitätsgeschichte befasst hat.

„Die Hinweise, die bisher zur Biografie Jöttens vorliegen, werfen einen Schatten auf die Geschichte unserer

Universität. Um Klarheit zu bekommen und gegebenenfalls Konsequenzen ziehen zu können, gibt es nur einen angemessenen Umgang mit dem Thema: schnelle und rückhaltlose Aufklärung. In ihrer letzten Sitzung im vergangenen Jahr wurden unter anderem inhaltliche Schwerpunkte der künftigen Arbeit festgelegt. So sollen im Rahmen der Kommissionsarbeit Dissertationen zur Rolle der Musikwissenschaft, der Rechts- und Staatswissenschaft und der Biologie zwischen 1920 und 1960 durchgeführt werden. Außerdem werden die Bereiche Katholische Theologie, Geographie und Astronomie erforscht. Die

Rolle der Medizinischen Fakultät und des Universitätsklinikums Münster im Nationalsozialismus bearbeitet zeitgleich eine eigene Kommission.

In der Sitzung, an der Vertreter einzelner Universitätseinrichtungen und Fachbereiche teilnahmen, wurde außerdem vereinbart, im kommenden Jahr in Münster eine Reihe von öffentlichen Gastvorträgen zur Geschichte der Universitäten im Nationalsozialismus zu veranstalten, um so auch der interessierten Öffentlichkeit einen Einblick in diesen wichtigen Themenkomplex zu ermöglichen. Die nächste Sitzung der Kommission wird Ende Januar 2008 stattfinden. *(upm/cs)*

Mensa-Essen wird teurer, Anstieg der Buspreise wahrscheinlich

Das Leben in Münster wird teurer, auch für uns Studenten. Zum Jahreswechsel haben die Studentenwerke Münster die Preise fast aller Mensagerichte angehoben. Gerechtfertigt wird dieser Schritt mit den jüngsten Preissteigerungen auf dem Lebensmittelmarkt (40%), im Energiebereich (30%) sowie mit der Erhöhung der Mehrwertsteuer zu Beginn des letzten Jahres 2007. Eine ausführliche Aufstellung der betroffenen Gerichte kann sowohl den Aushängen und einem Infolyer des Studentenwerks in den jeweiligen Mensen und Bistros als auch dieser Ausgabe (Seite 13) entnommen werden.



Während der Preisanstieg bei den Mensagerichten bereits beschlossene Sache ist, stehen höhere Preise des Semestertickets wahrscheinlich noch aus. So verkündete der Sprecher von Regionalverkehr Münsterland (RVM), Markus Kleymann, gegenüber der „Münsterschen Zeitung“, dass die Preise „vermutlich um drei Prozent“ angehoben werden. Von diesen erhöhten Preisen im Nah- und Regionalverkehr dürfen dann auch die Semestertickets der Hochschulen in Münster betroffen sein. Die Sprecherin der Stadtwerke, Petra Willing, sagte dazu, dass eine Senkung der Preise jedenfalls „nicht realistisch“ sei.

(stdtnwrk/asta/cs).

Küchenchefs freuen sich über gute Mensa-Testergebnisse

Im vergangenen Dezember hat das Studentenwerk erneut seine jährliche Mensa-Umfrage durchgeführt. Zur Freude der Küchenchefs erhielten die sechs Mensen und neun Bistros überwiegend gute Noten. Die deutliche Mehrheit aller Besucher bewertet die Angebotsqualität als positiv. An der Umfrage hatten sich 1.952 Studierende und andere Gäste beteiligt.

So wurde die Gastzufriedenheit mit der Note 2,6 bewertet. Außerdem gab es mit 2,3 eine leicht verbesserte Note bei der Beurteilung der Zubereitung- und Präsentationsform des Angebotes. Fast zwei Drittel aller Mensanutzer sind mit „ihrer“ Mensa sehr oder meistens zufrieden; weniger als zehn Prozent der Besucher geben eine eher kritische Rückmeldung. Die besten Noten erhielten die Hygienestandards. Sie wurden mit der Note 1,9 bewertet. Die Freundlichkeit des Personals, die Atmosphäre und das Ambiente der Räumlichkeiten bekam hingegen die Durchschnittsnote 2,4.

Die Bewertung der Abläufe (Orientierungshilfen, Ausgabe, Platzangebot)



wurde mit 2,3 ebenso gut bewertet, was bei einer täglichen „Spitzenlast“ von rund 4.000 Kunden in den Großmensen am Aasee und am Ring kein schlechtes Ergebnis ist. Die regelmäßige Nutzung am Mittag stieg in der Mensa am Aasee auf 2,8 und am Ring auf 3,6 Besuche pro Woche (Vorjahr: 2,7 und 3,5). Dabei verabschieden sich acht von zehn Besuchern

mit Bekannten (36%) oder gehen mit Teilnehmern einer Veranstaltung Essen (43%).

brigens wurden im Jahr 2007 insgesamt 2.235.996 Mahlzeiten produziert und ausgegeben. Das entspricht einem Zuwachs von 1,16 Prozent gegenüber dem Vorjahr. (stdtnwrk/cs)

Marcel Goelden bester Sportler des Jahres 2007

An der „Olympischen Schnellfeuerpistole“ gilt er als einer der vier besten deutschen Anwärter für Peking 2008: BWL-Student Marcel Goelden holte im vergangenen Jahr bei der Universiade im thailändischen Bangkok nicht nur in der Disziplin

„Olympische Schnellfeuerpistole 25 Meter“ die Goldmedaille. Für Silber sorgte er auch noch mit 572 Punkten im Pistolenschießen (25 Meter Standard), und das, obwohl er in dieser Disziplin erstmals überhaupt antrat. Für beide Erfolge zeichnete ihn

Prof. Dr. Harald Züchner, Prorektor für Budget und Bauangelegenheiten an der WWU Münster, am Rande der Hochschulsportschau (über 1.000 Zuschauer) am 16. Januar 2008 mit dem Ehrenpreis der Rektorin für die beste sportliche Leistung im Jahr 2007 aus.



Es ist nicht das erste Mal, dass der 28-Jährige diese Auszeichnung erhält: Bereits 2003 bewies er beim Schießen ein ruhiges Händchen, als er in einem Jahr die Titel „Studierendenweltmeister“ und „Deutscher Hochschulmeister“ auf sich vereinigen konnte. Dafür kürte ihn der ehemalige Rektor der WWU Prof. Dr. Jürgen Schmidt zum besten Sportler des Jahres 2003. Goelden trainiert bei Bundestrainer Peter Kraneis und hat die Olympischen Spiele in Peking schon fest im Visier. Der Schütze hat trotz Leistungssport erfolgreich Wirtschaftswissenschaft in Münster studiert und schreibt zur Zeit seine Diplomarbeit. (upm/cs)

Unsere neuen Redakteure



Hallo, ich heiße Olivia und bin seit dieser Ausgabe Redakteurin des Semesterspiegel. Seit fünf Semestern studiere ich Kunstgeschichte, Klassische Archäologie und Ur- und Frühgeschichte, zum Glück noch auf Magister. Mit meinen Studienfächern bin ich sehr zufrieden. Jedoch fehlt mir, wie vielleicht vielen von euch, häufig der Praxisbezug. Deswegen bin ich sehr glücklich darüber, im Semesterspiegel endlich auch einmal die praktische Seite der Uni kennen zu lernen.

Hallo! Ich heiße Andreas, studiere im 5. Semester Praktische Philosophie und Geschichte auf Bachelor KiJu und bin seit kurzem neues Mitglied in der Redaktion des Semesterspiegels. Nach meinem Abitur in Nordwalde und einem FSJ in Köln habe ich 2005 als erster Jahrgang angefangen, den neuen Bachelor zu studieren. Nun freue ich mich darauf, in einem für mich neuen hochschulinternen Bereich tätig zu sein!



Hallo, ich heiße Navina und bin auch ein neues Redaktionsmitglied beim Semesterspiegel. Ich studiere Neuere und Neueste Geschichte, Kommunikationswissenschaft und Religionswissenschaft auf Magister. Nach meiner Zwischenprüfung war ich für ein Jahr in England und habe dort Film Studies und Geschichte studiert. Inzwischen bin ich seit knapp 1,5 Jahren wieder zurück in Münster und komme langsam aber sicher dem Examen immer näher. Eine schöne Abwechslung davon ist die Arbeit beim Semesterspiegel und ich freue mich schon auf die kommenden Ausgaben!

Hallo auch von mir! Ich heiße Christian und bin der vierte neue Redakteur im Bunde. Mich hat es im Oktober 2005 von Köln nach Münster verschlagen. Seitdem studiere ich hier als einer der letzten Magister-Studenten Kommunikations- und Politikwissenschaft sowie Psychologie. Als neuer Redakteur des Semesterspiegels möchte ich über aktuelle und spannende Themen aus der Münsteraner Hochschullandschaft berichten. Hoffen wir mal, dass das auch funktionieren wird! Für Anregungen und interessante Themen bin ich immer offen.



Neue Büffelzeiten in der ULB

Seit dem 3. Dezember 2007 gelten für die Universitäts- und Landesbibliothek neue Öffnungszeiten. Statt wie sonst um 21 Uhr, werden die Türen jetzt erst um Mitternacht geschlossen. Und sogar Sonntags kann gelernt werden. Zwar nicht bis Mitternacht, aber immerhin von 10 bis 18 Uhr. Wir haben uns gefragt, was die Leute davon halten, die direkt damit zu tun haben und fragten Studenten, externe Nutzer der ULB, Mitarbeiter und auch Anwohner nach ihren persönlichen Meinungen zu den neuen Büffelzeiten.



Sarah, Anwohnerin

Für mich als Studentin sind die neuen Öffnungszeiten natürlich praktisch. Ich kann mal schnell rüber laufen und mir das Buch holen, das ich will. Als Anwohnerin ist das dann wieder etwas anderes. Eine Nachbarin und ich waren tatsächlich schon bei der Bibliotheksleitung und haben uns ein bisschen beschwert. Es geht dabei aber nicht nur um die neuen Öffnungszeiten, sondern vor allem auch um den Lärm von der Baustelle. Aber auch sonst merkt man, dass jetzt mehr los ist. Längere Gespräche oder Rauchen direkt unter dem Fenster passiert jetzt häufiger.



Margarete, externe Nutzerin

Ich habe mich zwar heute erst angemeldet, finde die Öffnungszeiten aber sehr toll und werde sie sicher öfter in Anspruch nehmen. Als Studentin hatte ich mir solche Öffnungszeiten immer gewünscht. Es ist sicherlich für viele Studierende sehr praktisch, da ein großer Teil ja dann doch auf den letzten Drücker lernt. Da sind lange Öffnungszeiten sicherlich sehr hilfreich.



Jochen, Student

Ich finde es gut, weil ich mich in der Vergangenheit häufiger schon einmal geärgert habe, wenn man tatsächlich mal ein Buch gebraucht hat und dann hier unter Umständen vor verschlossenen Türen gestanden hat. Schade nur, dass das bei den Institutionbibliotheken nicht auch so geregelt ist wie bei der ULB.



Detlef, externer Nutzer

Ich bin gerade in der Mittagspause hier für zwei Bücher, die es nur hier gibt. Sonntags und abends habe ich was anderes vor. Dass man aber in der Mittagspause mal eben hier herüber kann, ist äußerst angenehm.



Svenja, Studentin

Ich find's gut, weil wirklich viele den Tag anders organisieren müssen, z.B. durch Arbeit, sodass manchmal wirklich nur der Abend bleibt. Ich glaube zwar nicht, dass es die Masse nutzen wird, aber dass die Möglichkeit besteht, finde ich gut



Martin, studentische Hilfskraft ULB

Ich finde die neuen Öffnungszeiten super, obwohl ich ja selbst davon betroffen bin. Wenn man aber am Wochenende arbeitet, dann ist es auch ruhiger, weil nicht so viel Betrieb ist wie unter der Woche. Als Student nutzte ich die erweiterten Öffnungszeiten auch selbst.



Leon, Mitarbeiter ULB

Ich finde die Öffnungszeiten zu lang. Bis bis 22 Uhr hätte ausgereicht. Sonntags sollte die ULB geschlossen bleiben, da es langfristig die Gesellschaft zerreißt.

Wie wir das Gruscheln bezahlen

Es herrscht Verunsicherung. Das StudiVZ ändert seine Nutzungsbestimmungen. Durch den Ausverkauf persönlicher Daten scheint die letzte Hürde der Kommerzialisierung genommen. Die aktuelle Diskussion zeigt aber auch, wie unbedarft viele Nutzer mit ihren Daten umgehen und die „Kostenloskultur“ des Netzes letztlich den Verlust der Privatheit beschleunigt.

Keine der Skandalschlagzeilen der Vergangenheit konnte der Erfolgsgeschichte StudiVZ etwas anhaben. Weder Meldungen über schwere Sicherheitsmängel, tagelange Zwangsabschaltung oder die Tatenlosigkeit gegenüber fragwürdigen Gruppen bremste das rasante Wachstum. Im Gegenteil vermeldet das StudiVZ seit dem Start Ende 2005 unaufhörlich Rekorde: Es ist nach kürzester Zeit das größte soziale Netzwerk im deutschsprachigen Raum. Offiziellen Angaben zufolge tummeln sich über vier Millionen Nutzer auf der Plattform. Doch nicht nur das. Die Informationsgemeinschaft zur Feststellung und Verbreitung von Werbeträgern e.V. weist im Dezember 2007 über fünf Millionen Seitenabrufe aus. Damit lässt das StudiVZ alle etablierten Online-Medien mit weitem Abstand hinter sich. Keine Frage: Das Studentennetzwerk ist erfolgreich

Um das StudiVZ rund um die Uhr schnell und störungsfrei zu betreiben, ist eine immense Infrastruktur notwendig. Technik, Bandbreite und schließlich auch die Angestellten wollen bezahlt werden. Die goldenen Jahre der New Economy liegen weit zurück. Ein erfolgreiches Internetunternehmen kann sich der marktwirtschaftlichen Logik nicht entziehen. Trotz des enormen Zeitaufwands, den viele Nutzer in ihre Profile investierten, werden die wenigsten bereit sein, einen monatlichen Beitrag zu entrichten. Das weiß auch der Holtzbrinck-Verlag, der im Januar 2007 mehr als 50 Millionen Euro für die Mehrheit am StudiVZ zahlte.

Herkömmliche Bannerwerbung hier oder Merchandising durch Erotikkalender der eigenen Mitglieder reichen offenbar nicht aus, um den Renditeambitionen eines großen Medienhauses zu genügen. In Branchenkreisen munkelt man, dass das so erfolgreiche StudiVZ große Verluste einfährt. Wie also soll das ganze Gruscheln finanziert werden? Ein Dilemma, denn sollten die Nutzer direkt zur

Kasse gebeten werden, warten Konkurrenten wie Facebook und Co. nur eine Browserzeile vom Exmatrikulationsknopf entfernt, um die Unwilligen freudig willkommen zu heißen.

Bei der Anzahl mitunter sehr mitteilungsbedürftigen Mitgliedern scheint eine Lösung parat. Angaben über allerhand Vorlieben wie Musikgeschmack und Hobbies, demographische Daten, Alter und Wohnort und schließlich auch die Inhalte der persönlichen Nachrichten, Pinnwände oder Gruppendiskussionen befinden sich in den Datenbanken. Aus diesen Informationen ließen sich detaillierte Nutzerprofile extrahieren. Eine Informationsfülle, über die TV-Kanäle, Verlagshäuser und herkömmliche Verkäufer von Werbebotschaften bei weitem nicht verfügen. Die so genannte personenbezogene Werbung ist attraktiv, für StudiVZ. Verspricht sie den potentiellen Werbekunden doch gesteigerte Wirkung und damit dem StudiVZ endlich Einnahmen. Die Nutzerdaten sind ein digitaler Goldschatz, der darauf wartet, gehoben zu werden. So werden deine Daten zur Währung des Kostenlosnetzes. Quasi als vorweihnachtliche Überraschung bekamen einige Nutzer Mitte Dezember offizielle Benachrichtigung. Gleich zu Beginn der Email sticht ein Satz hervor: „Ab dem 09. Januar ist die Nutzung des studiVZ-Netzwerkes ohne deine Zustimmung für dich nicht mehr möglich.“ Schlicht und klar werden hier die Begehrlichkeiten auf den Punkt gebracht: Gibst du mir keinen Zugriff, dann spielst du nicht mehr mit. Mit der Zustimmung zu den geänderten Geschäftsbedingungen und Datenschutzbestimmungen ermöglicht der Nutzer StudiVZ weitreichenden Zugriff.

Besonders zwei Abschnitte enthielten kontroverse Neuerungen. Zum einen sollte es dem StudiVZ erlaubt werden, die Nutzerdaten zur Schaltung eben jener personenbezogenen Werbung zu verwenden. Zum anderen werde in Zukunft auch über Email, den Nach-

FAQ

Was passiert wenn ich den neuen AGBs zu gestimmt habe?

Du erklärst dein Einverständnis für die Verarbeitung deiner persönlichen Daten. Deine Angaben werden analysiert um ein Profil für gezielte Werbung zu erstellen.

Und warum solltemichdasstören?

Grundsätzlich garantiert StudiVZ, dass sie diese Profile nicht an Dritte verkaufen. Zukünftige Änderungen der AGBs, die dies erlauben, sind aber nicht ausgeschlossen. Außerdem könnten die Profile auch unabsichtlich in fremde Hände fallen. In der Vergangenheit musste StudiVZ schon einmal eingestehen, dass sich fremde Zugriff auf die Plattform verschafft hatten.

Kann ich die Weitergabe meiner Daten dennoch verhindern?

Nachdem du den neuen AGBs zugestimmt hast kannst du dem StudiVZ die Auswertung deiner Daten zu Werbezwecken untersagen und verhindern, dass die personalisierte Werbebotschaften zugestellt werden. Folge dem Menüpunkt „Datenschutz“ im Fußbereich der Startseite, dann muss „Datenschutz-Erklärung“ angeklickt werden. Auf dieser Seite musst du dann ganz hinunter scrollen und schließlich „Einstellung zu Verwendung meiner Daten“ anwählen. Hier gibt es drei Kästchen, entferne je nach Wunsch die Häkchen und bestätige die Änderungen.

richtendienst und sogar hinterlegte Mobilnummern oder InstantMessenger-Systeme Werbung zugestellt. Zudem wiesen die neuen Bestimmungen Abschnitte auf, die zu bösen Spekulationen einladen, StudiVZ würde sich mit diesen Formulierungen Raum für die generelle Weitergabe der Nutzer-

Fitness für's Auge

Hochschulsport-Schau am 16. Januar

Schwungvolle Akrobatik auf dem Boden und in der Luft, heißer Tanz, schnelle Rhythmen, Schweiß, Anstrengung, perfekte Körperbeherrschung und jede Menge Zuschauer – nein, die Rede ist nicht vom gastierenden Roncalli Zirkus auf dem Hindenburgplatz, sondern von der großen jährlich stattfindenden Schau des Hochschulsports am Horstmarer Landweg. Einmal im Jahr stellt die Uni Münster unter Beweis, dass sie mehr zu bieten hat, als nur Vorlesungen und Seminare. Jährlich im Winter präsentieren sich die vielfältigen Angebote des Hochschulsports in einer feierlichen Abendgala. Dabei bot das diesjährige Programm eine überzeugende Mischung aus klassischen und neuen Programmhilights. Der Abend, der ganz unter dem Zeichen des Sports stand, wurde vom WDR Moderator Matthias Bongart pünktlich um 19.30 Uhr eröffnet. Dabei ließ die Trampolingroup gleich zu Anfang des Abends mit ihren halbsbrecherischen Sprüngen auf dem Tuch Stimmung in der vollbesetzten Halle aufkommen. Zur Winter- und Sommermusik boten sie eine lustige und zugleich spannende Choreographie auf ihrem Gerät dar. Nachdem es hoch hinaus ging, sorgte die Latein-Formation mit rhythmischen Tänzen für ausgelassene Stimmung. Die etwa 1000 angereisten Zuschauer konnten sich eine erstklassige Formation darbieten lassen, die selbst in der 1. Bundesliga getanzt wird.

Locker und unterhaltsam führte Moderator Bongart weiter durchs Programm, welches in diesem Jahr wieder facettenreich und unterhaltsam von den jeweiligen Sportgruppen gestaltet wurde. Die nachfolgende Basketballgruppe sowie die Orientalischer Tanz-Gruppe bewiesen dies eindrucksvoll.

Auf den darauf folgenden Programmpunkt wird sich ein Athlet in der Halle sicherlich besonders gefreut haben: Sportschütze Marcel Goelden, der in diesem Jahr als bester Sportler des Jahres 2007 vom Prorektor Prof. Dr. Harald Züchner ausgezeichnet wurde. Nachdem bereits im vergangenen November verschiedene Spitzenleis-



Bruno tanzt Breakdance beim münsteraner Hochschulsport.

tungen aus dem Bereich des Sports prämiert wurden, darf sich Goelden nun auch Sportler des Jahres nennen.

Mit fetzigem HipHop und kämpferischem JuJutsu ging es weiter im Programmablauf. Und damit selbst eine Sportart wie Badminton für Zuschauer interessant wird, hat sich die Truppe in diesem Jahr eine ganz besondere Variante ihrer Betätigung ausgedacht: Blackminton. Nachdem die Beleuchtung im Saal erloschen war, konnte das Auge Spieler und Ball anhand von reflektierendem Neonlicht erkennen, so dass eine farbenprächtige Lichter-show entstand. Nachdem fernöstliche Kendo-Kämpfer sich mit Stöcken, Schwertern und viel Geschrei gegenseitig bekämpften, näherte sich der Abend mit einer weiteren Tanzeinlage seinem Höhepunkt zu. „I need a Hero“ sang Bonnie Tyler, als die sechs Herren des Rock'n'Roll Vereins ihre Damen über die Schulter und durch die Beine schleuderten und dabei eine perfekt ausgearbeitete simultane Tanzeinlage den jubelnden Zuschauern präsentierten.

Gegen 22.30 Uhr neigte sich der lange Abend der Körperertüchtigungen mit einer eindrucksvollen Schlumpfenparade der Turner dem Ende zu. Dabei bewiesen Papaschlumpf und seine

Freunde am Reck sowie auf der Matte ihr Können, bevor es dann hieß, weitere sportliche Höchstleistungen beim Feiern im Viva Café auf der anschließenden Party zu erbringen.

Somit reihte sich die 29. HSP Schau in eine lange Tradition ein. 1978 wurde die Hochschulsport-Schau ins Leben gerufen. Ziel war es, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Hochschulsports eine Plattform zu bieten, um ihre Disziplin einer großen Öffentlichkeit zu zeigen. Diese Leitidee zieht sich bis in die Gegenwart. Mittlerweile kann der HSP ein Spektrum von knapp 100 Sportarten aufweisen. Von so seltenen Kampfsportarten wie Krav Maga oder Ba Gua Zhang bis hin zum gewöhnlichen Hallenfußball oder Tennis findet sich dort ein breites sportliches Angebot. Zum Winter 2007/2008 wurde das Angebot um die Sportarten Indoor-Cycling, Indoor-Golf und Parkour erweitert. Und wer mit einer dieser Sportarten nun gar nichts anfangen konnte, darf um so gespannter auf die HSP-Schau im Jahr 2009 blicken!

Beitrag: Andreas Brockmann
Foto: www.roeler.de

Studenten-Futter wird teurer

Zum Jahreswechsel hat das Studentenwerk Münster die Verkaufspreise fast aller Mensa-Gerichte angehoben und hofft nun auf ein bisschen mehr Liebe.

Das Studentenwerk ist eine wichtige Organisation. Keine Frage. Ohne Studentenwerk wären wir Studenten aufgeschmissen in unserem studentischen Alltag. Kein Studentenwerk wäre fast so wie keine Uni. Es gehört zum Studieren einfach dazu.

Und doch ist das Studentenwerk bei uns Studenten nicht gerade sonderlich beliebt. Es ist auch nicht unbeliebt, aber wirklich beliebt ist es nunmal auch nicht. Im Grunde ist es uns doch ziemlich egal.

Verständlich also, dass das Studentenwerk enttäuscht ist von seinem Standing. Ist es doch so eine Art Studenten-Mutter für uns. Und so eine Mutter will nunmal beliebt sein.

Dabei entschied sich das Studentenwerk für die Beschützertaktik: Zuerst baute es eine Drohkulisse auf und stellte sich dann demonstrativ zwi-

schen diese Bedrohung und seine lieben Studenten. Wie das Mütter halt so tun...

Und damit die Studenten das auch ja mitbekommen, hielt es den Beweis für seine mütterliche Fürsorge auf einem Info-Flyer fest, der seit Wiederanpiff in den Mensen ausliegt. Dort informiert das Studentenwerk über die „fast dramatische Entwicklung“ auf dem Lebensmittelmarkt. „Erhebliche Preissteigerungen“ von bis zu 40% seien dort zu verzeichnen. Außerdem gab es „erhebliche Erhöhungen im Energiebereich“, die die Zubereitung der Mensagerichte bis zu 30% teurer macht. Und oben drauf kommt seit 2007 ja noch die erhöhte Mehrwertsteuer.

Bei so viele Erhöhungen bekommt der gemeine Student spätestens seit den Studiengebühren Angst um seine Brieftasche. Die perfekte Drohkulisse

also! Und dann die Rettung: Das Studentenwerk leitet nur „einen Teil der genannten Preiserhöhungen an seine Studenten weiter“. Puh! Nochmal glück gehabt!

Aber das ist noch nicht alles. Die wichtigste Information auf dem Flyer ist fett markiert und dick unterstrichen: „Beim Eintopf und Menü I wurde keine Preiserhöhung vorgenommen“. Na, wenn das mal keine gute Nachricht ist!? Zum Glück haben wir unser Studentenwerk!

Die paar Cents, die uns die Milch und die Nudeln jetzt mehr kosten, sind ja gar nicht so schlimm.

Also: Danke Mami!

Christian Strippel

Erhöhungen der Studenten-Verkaufspreise ab dem 1. Januar 2008:

Essen	neuer Preis	alter Preis	Preisanstieg	in %
Müllermilchprodukte 0,5 l	1,10 €	1,00 €	0,10 €	(10,0 %)
Milchprodukte	0,55 €	0,50 €	0,05 €	(10,0 %)
Beilagen und Dessert I	0,55 €	0,50 €	0,05 €	(10,0 %)
Pommes frites	1,30 €	1,20 €	0,10 €	(8,3 %)
Heißgetränke I	0,75 €	0,70 €	0,05 €	(7,1 %)
Dessert II	0,85 €	0,80 €	0,05 €	(6,3 %)
Mensa Burger	1,90 €	1,80 €	0,10 €	(5,6 %)
1/2 Hähnchen	2,00 €	1,90 €	0,10 €	(5,3 %)
Heißgetränke II	1,05 €	1,00 €	0,05 €	(5,0 %)
Studententeller	2,20 €	2,10 €	0,10 €	(4,8 %)
Menü, vegetarisch	2,40 €	2,30 €	0,10 €	(4,3 %)
Menü II	2,50 €	2,40 €	0,10 €	(4,2 %)
Tagesmenü	2,60 €	2,50 €	0,10 €	(4,0 %)
Menü III	2,80 €	2,70 €	0,10 €	(3,7 %)
Grill-/Currywurst	1,40 €	1,35 €	0,05 €	(3,7 %)
Abendbuffet Waage 100 g	0,46 €	0,45 €	0,01 €	(2,2 %)
Pastatheke Waage 100 g	0,51 €	0,50 €	0,01 €	(2,0 %)

Studienkollegs müssen erhalten werden

Stellungnahme der verfassten Ausländischen Studierendenvertretung der Universität Münster (ASV Uni Münster)

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrter Herr Groth,

seit 1959 haben bzw. hatten die Studienkollegs in NRW Bestand. Will man ein zwar altes, aber nichts desto trotz erfolgreiches Leuchtturmprojekt entwicklungspolitischer Zusammenarbeit im Rahmen seines quantitativen und qualitativen Outputs optimieren, wie man neudeutsch zu sagen pflegt, so kann dies ganz sicher nicht dadurch geschehen, dass man das Projekt zu Grabe trägt. Vielmehr sollte man ein konkretes Konzept vorlegen. Es geht dabei nicht allein um Entwicklungspolitik, sondern darum, im eigenen Interesse das weltweite Netzwerk deutschsprachiger Hochschulabsolventen auszubauen. Die Botschaft, die mit der jetzigen Schließungsentscheidung der Landesregierung ausgesandt wird, lautet sinngemäß „internationale Studienanfänger sind in NRW nicht mehr willkommen, sie werden auf gar keine oder unattraktive Wege verwiesen“. Mit Millionenaufwand hat man Fachräume in den Studienkollegs eingerichtet. Dieses Geld ist ebenso verloren wie die jahrzehntelang angesammelte Erfahrung der Lehrkräfte. Die ausländerrechtlichen Hindernisse hat man dabei offenkundig ebenso übersehen wie die bei der Bildung der privaten Stipendiatenurse. Darüber hinaus musste ein unausgegorenes ‚Ersatzprogramm‘ für das subsaharische Afrika als Argumentationskrücke herhalten, um den Super-GAU der entwicklungspolitischen Zusammenarbeit des Landes NRW zu rechtfertigen. Die zeitgleich laufenden Kampagnen zur Verwirklichung der Zielvereinbarung „Internationale Hochschulen“ an den Fachhochschulen und Universitäten verpuffen (wie etwa die ‚Connecta International‘ an der Universität Münster), and können bei weitem nicht den Einbruch in der Zahl internationaler Studienanfänger, vor allem aus Entwicklungs- und Schwellenländern auffangen. Wo sollen die durch schöne Hochglanzbroschüren attrahierten Studienanfänger denn auch ihre Studierfähigkeit erlangen, wenn gleichzeitig die Studienkollegs in NRW abgewickelt werden? Wenn

die Studienkollegs für internationale Studierende das entscheidende Portal für ein grundständiges Studium an einer Hochschule in NRW darstellen, so müssten gerade deren Betreuung verbessert - statt aufgelöst werden. Denn gerade in diese Länder fließt laut Bundesamt für Statistik (2006) ein Viertel der bundesdeutschen Exporte (236 Mrd. €), somit auch ein Großteil der NRW-Exporte. Diese Summe dürfte in einem günstigen Verhältnis zum jährlichen Aufwand von Mrd. 9 Mill. € zur Finanzierung der Studienkollegs in NRW liegen.

Das ist ganz offensichtlich auch dem BMBF und BMZ bekannt, nur eben nicht dem Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie in NRW.

Der Zugang über Studienkollegs macht das Studium in der Regel um ein Jahr, oft um zwei Jahre kürzer. Wenn wir wirklich die besten Köpfe wollen, dürfen wir den attraktivsten Weg nicht versperrern.

Das Betreuungsangebot ist in der Vergangenheit nicht in demselben Ausmaß gewachsen, wie es auf Grund des allgemeinen Abschreckungseffektes „Studium in deutscher Sprache“ eigentlich notwendig gewesen wäre. Tatsächlich lässt man nun zu, dass bereits im Vorfeld der aktuellen Studienkollegsschließungen in NRW die Studierendenzahlen und Studienanfängerzahlen gerade aus Schwellen- und Entwicklungsländern einbrechen, obwohl deren Studienerfolgsquote diejenige anderer Studierender, etwa aus EU-Staaten, eindeutig übertrifft. Wie will man auf Dauer die Zielvereinbarung von zehn Prozent internationaler Studierender an NRW-Hochschulen erreichen und halten?

Denn auch die früher vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) propagierte „first degree at home“ (/Undergraduates/) Akquirierungs-Präferenz konnte den zahlenmäßigen Einbruch bei internationalen Studierenden weder aufhalten noch kompensieren. Denn nur wenige Stu-

dierende sind dazu bereit für ein zweijähriges Masterstudium anderthalb bis zwei Jahre Deutsch zu lernen. Da studiert es sich im englischsprachigen Raum dann schneller.

Das BMBF ist daher der Auffassung, dass Programme wie PROFIS zur besseren Vorbereitung auf ein Fachstudium in Deutschland, einer besseren Auswahl und Betreuung ausländischer Studierender über den DAAD (ergänzt von zentralen Aktionslinien wie freiwilligen Eignungstests (TestAS), Sprachtest (TestDaF), Online-Sprachvorbereitung im Herkunftsland), keinesfalls die breit angelegte, intensive Studienvorbereitung durch die Studienkollegs ersetzt. Es begrüßt deshalb die Tätigkeit der Studienkollegs als eine Einrichtung, die ausländische Studienbewerber in der Breite fachlich, sprachlich und soziokulturell umfassend auf das Studium in Deutschland vorbereitet. Die Hochschulen haben diese Ressourcen nicht, erst recht nicht, wenn für die Rückverlagerung des Lehrpersonals an Studienkollegs in den Schuldienst kein Ausgleich geschaffen wird. Es geht um die fachsprachliche Vorbereitung und die soziokulturelle Einführung. Das sind alles Dinge, die nicht im Herkunftsland internationaler Studierender gewährleistet werden können, sondern bei uns stattfinden müssen.

*Darüber hinaus basiert die von Herrn Minister Pinkwart verfolgte Schließungsoption offensichtlich nicht unerheblich **auf der fehlerhaften Datenübermittlung der einzelnen Fachhochschulen und Universitäten an das Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik (LDS), die dann im Nachlauf zum Vorwurf der Ineffizienz der staatlichen Studienkollegs durch den Landesrechnungshof (reine Ressourcenprüfung) geführt haben*. Aus der Praxiserfahrung in der Ausländischen Studierendenvertretung der Universität wissen wir aber, dass ein Großteil der grundständig Studierenden an der Universität tatsächlich das Studienkolleg besucht hat, und sich darüber hinaus lobend über diesen späteren Studienverlauf und -erfolg

positiv beeinflussende Vorqualifikation äußert. Die von der Landesregierung in Drucksache 14/5758 angegebenen Übergangszahlen vom Studienkolleg auf die Hochschulen des Landes dürften somit bei weitem zu niedrig angegeben sein. Das konnte im übrigen auch durch das LDS NRW (Hochschulstatistikreferat) bestätigt werden. *Die Sekretariate der Hochschulen gaben und geben bei der Datenübermittlung der Zahlen/Übergangszahlen internationaler Studierender an das LDS den Bildungsabschluss des Herkunftslandes an und nicht, ob erst durch den Besuch eines Studienkol-

legs eine Hochschulzugangsberechtigung in Deutschland [NRW] erworben wurde. Das führt zum Nachteil der Studienkollegs natürlich zu absurd niedrigen Übergangszahlen. Dem Landesrechnungshof ist hier kein Vorwurf zu machen, wohl aber den statistischen Nachwächtern in den Hochschulsekretariaten und den politischen Entscheidungsträgern. Denn unzureichende Hochschulstatistiken sollten nicht die Grundlage für Regierungshandeln sein.*

In der Hoffnung auf eine späte, vielleicht nicht zu späte Einsicht appellieren wir nochmals an die Mitglieder des Landtagsausschusses für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie - ihren Einfluss geltend zu machen und alles ihnen Mögliche zu unternehmen um die Weisheit der richtigen Entscheidung in das Landesregierungshandeln zurückkehren zu lassen.

Mit freundlichem Gruß,
Jewgenij Arefiev
(ASV-Vorsitzender der Uni Münster)

Aufgeschoben ist nicht Aufgehoben

Von Niederlagen wird ja nicht so häufig berichtet. Dennoch muss das jetzt mal raus: Ich bin total enttäuscht. Der Studiengebührenboykott wird dieses Semester nicht stattfinden und die Diskussion darum war unsäglich. Aber die, die diesen Beschluss gefällt haben, wollen im kommenden Semester eine breite Kampagne zum Boykott organisieren.

Schon die Sammlung der Unterschriften für eine Urabstimmung war ein Kraftakt des unabhängigen Fachschaften Forums (uFaFo), hieß es doch, neben dem üblichen Stress noch innerhalb von zehn Tagen die nötigen Unterschriften zu sammeln. Weit über die erforderliche Anzahl an Unterschriften, insgesamt 2733, waren zusammengekommen, nachdem Dutzende Vorlesungen und Seminare besucht worden waren. Die Akzeptanz des Unternehmens unter den Studierenden war sehr groß. Unter den Listen wollte man dagegen vom Boykott nichts wissen. Argumente Schon die Sammlung der Unterschriften für eine Urabstimmung war ein Kraftakt des unabhängigen Fachschaften Forums (uFaFo), hieß es doch, neben dem üblichen Stress noch innerhalb von zehn Tagen die nötigen Unterschriften zu sammeln. Weit über die erforderliche Anzahl an Unterschriften, insgesamt 2733, waren zusammengekommen, nachdem Dutzende Vorlesungen und Seminare besucht worden waren. Die Akzeptanz des Unternehmens unter den Studierenden war sehr groß. Unter den Listen wollte man dagegen vom Boykott nichts wissen. Argumente

Das erforderliche Quorum für ein bindendes Ergebnis von 30 Prozent Pro-Stimmen aller Studierenden

(die Wahlbeteiligung liegt nur bei 25 Prozent) wurde nicht erreicht. Das Ergebnis musste also im Studierendenparlament und den Fachschaften erst diskutiert werden. Eine Mehrheit hatte sich für den Boykott ausgesprochen. 5397 Studierende Dafür (56 Prozent), 2566 Dagegen und 1618 Enthaltungen. In der Vergangenheit wurde bei Urabstimmungen in solchen Fällen immer dem Votum der Studierenden gefolgt. So zum Beispiel bei der Semesterticketenerweiterung nach Erscheide oder aber der Urabstimmung über den Semesterbeitrag für RadioQ. Nicht aber bei diesem kontroversen Thema. Die Diskussion will ich hier nicht weiter ausführen. Nur so viel sei gesagt: Einzig die Listen uFaFo, UniGAL und attac/Linke.sds überzeugte das Ergebnis der Urabstimmung.

Die Juso-Hochschulgruppe ist dagegen überzeugt, dass der Boykott im Sommer so überragend war, dass man es nicht besser machen kann und daher jeder weitere Versuch nur schlechter laufen kann und zum Scheitern verurteilt ist. So jedenfalls mein Eindruck. Sie stellen jedoch im AStA den deutlich größten Teil der Referentinnen und Referenten und somit kam auch hier kein Beschluss zustande, sich für den Boykott einzusetzen. Vor der Winterpause wurde dort der Boykott nicht einmal angesprochen.

Auch ein Beschluss des Studierendenparlaments, das Urabstimmungsergebnis breit bekannt zu machen, setzte der AStA nicht um. Kein einziger Handschlag wurde getan. Es drängte die Zeit und zumindest die Fachschaften entschlossen sich, in ihrer Konferenz einen Antrag einzubringen, der im neuen Jahr dann auch positiv beschieden wurde.

Doch während Anfang Dezember noch das Urabstimmungsergebnis als nicht ausreichend bewertet wurde, kam nun immer häufiger das Argument, es bliebe nicht ausreichend Zeit, den Boykott zu organisieren. Ein Aktiven-Plenum mit 16 Leuten entschied schließlich Anfang Januar mit knapper Mehrheit, den Boykott zu verschieben. An diese Aufgabe werden wir sie wohl weiter erinnern müssen.

Eine Niederlage also aus meiner Sicht, weil die Boykott-Gegner sich mit ihrer Verzögerungstaktik durchsetzen konnten. Nun bleibt denjenigen, die boykottieren wollen, nicht einmal die Möglichkeit dazu. Es bleiben jedoch viele Leute gegen Studiengebühren. Ich zum Beispiel. Wie sollen wir unseren Unwillen über diese Situation nun kundtun?

Olaf Götze

Fotos aus Birma

Die Münsteraner Fotografie-Studentin Lioba Keuck (24) reiste vor vier Jahren mit einem Freund nach Birma und fotografierte dort den Lebensalltag der unterdrückten Bevölkerung. Anlässlich der Niederschlagung friedlich demonstrierender birmesischer Mönche im September 2006 stellte sie ihre Bilder im Dezember im Institut für Politikwissenschaft aus. SSP-Redakteur Christian Strippel interviewte die Fotografin zu ihren Erfahrungen und den aktuellen Entwicklungen.

SSP: Liebe Lioba, zuerst stellt sich natürlich die Frage: Wie kommt man dazu, nach Birma zu reisen?

Ich weiß gar nicht mehr genau, wann dieser Moment kam. Aber irgendwann hatte ich dieses Aha-Erlebnis: Da gibt es ein Land, das niemand so wirklich kennt. Du hast den Namen vielleicht schon mal gehört, aber verbindest nichts damit. Ich habe angefangen, mich dafür zu interessieren. Warum ist das Land bei uns so unbekannt? Warum weiß niemand, wo es liegt und wie der Name wirklich heißt.

SSP: Wie heißt er denn wirklich?

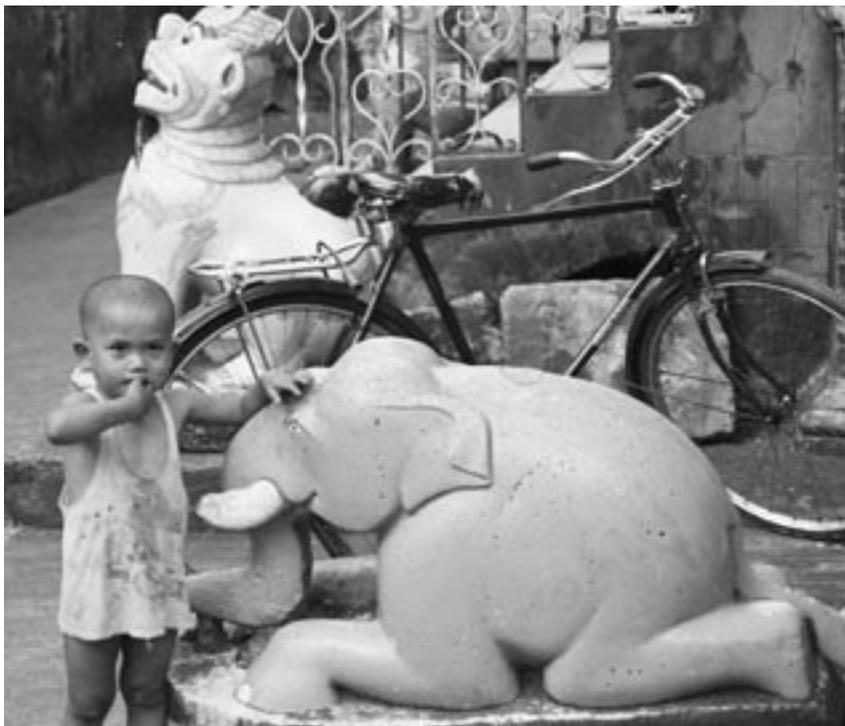
Das ist ja schwer zu sagen. Nach den diktatorischen Regeln heißt das Land Myanmar. Ich wende diesen Namen aber nicht so gerne an, weil er von der Militärdiktatur aufgezwungen wurde. Ich weiß trotzdem nicht genau, wie ich das Land nennen soll: Burma oder Birma.

SSP: Wenn das in Ordnung ist, bleiben wir bei „Birma“. Wie seid ihr denn nun dahin gekommen?

Wir waren nach der Schule ein paar Monate in Südost-Asien unterwegs, in Vietnam, Malaysia und Indonesien. Von Bangkok aus haben wir alles geregelt: Visa besorgt und Flüge gebucht. Bangkok war der Knotenpunkt unserer Reise. Dort haben wir begonnen und ich bin auch oft wieder dahin zurückgekehrt.

SSP: Kann man das alles nicht von Deutschland aus organisieren?

Doch, das geht auch. Ich wusste aber bis zuletzt nicht, ob wir das wirklich machen sollten. Als Tourist unterstützt man die Regierung eines Landes ja in gewisser Weise, da sie an dem Tourismus direkt verdient. Und wir wollten die Diktatur dort in keinsten Weise unterstützen. Deshalb haben wir unsere Entscheidung lange hinausgezögert.



Burmesische Kinder, junge Mönche: Gibt es eine Zukunft in Freiheit und Demokratie?

SSP: Letztendlich seid ihr aber doch gefahren. Wie habt ihr euch dann darauf vorbereitet?

Konkretere Vorbereitungen haben wir eigentlich weniger gemacht. Das hat sich so eigentlich alles erst in Bangkok ergeben. Auch die geschichtliche Beschäftigung mit dem Land, das haben wir alles erst vor Ort gemacht. Weil es vorher auch einfach nicht klar war, ob das nun tatsächlich in Frage kommt. In Bangkok haben wir dann mehrere Leute getroffen, die kurz zuvor in Birma waren und meinten, es sei gerade auch für die Menschen dort sehr wichtig, dass Fremde in ihr Land kommen.

SSP: Würdest du denn nun sagen, ihr habt die Regierung unterstützt?

Nein, eigentlich nicht. Wir haben konsequent darauf geachtet, dass wir nur in privaten Gasthäusern unterkommen und keine staatlichen Verkehrsmittel benutzen, sondern kleine private

Busunternehmen. Auch, um direkten Kontakt zu den Leuten haben zu können. Es gibt aber leider auch ein paar offizielle Stellen, an denen du nicht vorbeikommt. In Pagan muss man zum Beispiel eine Art Kurtaxe bezahlen, um das Gebiet überhaupt betreten zu können. Man kann sowas dann halt nur umgehen, indem man darauf verzichtet.

SSP: Wie lange seid ihr dann in Birma geblieben?

In Birma waren wir ungefähr einen Monat unterwegs. Von Bangkok aus ging ein direkter Flug nach Rangoon, die Hauptstadt im Süden des Landes. Von da aus sind wir an dem Fluss Irrawadi entlang in Richtung Norden nach Pagan und Mandalay gereist, mit einem kleinen Abstecher gen Osten zum Inle Lake. Viel weiter kommst du als Tourist aber eigentlich auch gar nicht. Bei Fremden achtet das Militär schon ziemlich genau darauf, wo man gerade ist. Rund

um den inneren Teil des Landes sind riesige Dschungel- und Bergregionen, wo abgeschieden nur einige Völker leben und das Militär seine Drogen-geschäfte macht. So etwas bekommt man im Gespräch mit den Leuten mit, die einem dann sagen, wo man hin kann und wo nicht.

SSP: Wie habt ihr euch denn mit den Menschen dort verständigt?

Viele Einwohner sprechen erstaunlich gut Englisch. Die Alten sogar noch routinierter als die Jüngeren. Birma war ja mal englische Kolonie. Englisch ist da so etwas wie die zweite Hauptsprache. Auch in den Schulen lernen die Kinder heute noch Englisch zu sprechen.

SSP: Welche Eindrücke hast du insgesamt von dem Land mitgenommen?

Ich fand es schon sehr bewegend, weil es einfach so anders war als alles, was ich bis dahin gesehen hatte. Zum Beispiel durch die Isolation, die dort herrscht. Es herrschen dort Lebensumstände, dass man glauben könnte: Da wurde die Zeit angehalten oder zurückgedreht. Die Landwirtschaft und das ganze Arbeitssystem basieren auf sehr rückständigen Methoden und Ausrüstungen. Es ist dort einfach auch ursprünglicher als in den direkten Nachbarländern. Aus dem Westen ist noch so gut wie nichts nach Birma rübergeschwappt. Es ist alles irgendwie so unverfälscht.

SSP: Gibt es denn Unterschiede zwischen Stadt und Land?

Klar, auf jeden Fall. In der Stadt haben sie halt wesentlich mehr Infrastruktur. Die Menschen leben dort in teilweise wunderschönen alten Häusern aus der Kolonialzeit. Oft ist es halt auch sehr heruntergekommen und nicht so rausgeputzt, wie man das von Städten hier kennt. Auf dem Land hingegen kommt es halt drauf an, wie entlegen die Gebiete sind. Da bestehen die Häuser und Hütten oft einfach aus Naturmaterialien. In den Bergen wird mit einfachsten Mitteln und mit der Hilfe von Tieren gelebt. Tagelange Wanderungen in die Dörfer oder Feldbestellung mit Wasserbüffeln sind dort ganz normal.

SSP: Wie reagieren die Menschen, die so abgelegen wohnen, dann auf fremde Touristen? Und vor allem: Wie sind sie mit deiner Fotografierei umgegangen?

Ganz erstaunlich offen. Ich habe ja auch grundsätzlich niemanden ohne sein Wissen fotografiert. Das finde ich auch respektlos. Aber durch Augenkontakt kann man schon jede Menge kommunizieren. Wenn die Leute ihr Okay geben, kommt die Kamera zum Einsatz. Und wenn nicht, lässt man es einfach sein. Grundsätzlich haben sich die meisten aber gerne fotografieren lassen. Was mich an den Menschen in Birma aber am meisten bewegt hat, ist ihre unglaubliche Energie, wie sie für Demokratie, Freiheit und Rechte kämpfen. Wenn du mit den Leuten sprichst, dann war da immer nur ernsthaftes Interesse. Meistens wird man mit Fragen bestürmt: Wie läuft das bei euch? Wie ist das mit der Demokratie, mit der Bildung, mit der Freiheit? Sie haben tausend Fragen auf dem Herzen. Sie sehen in dir halt nicht nur einen blöden Touristen, dem sie ein bisschen Geld aus der Tasche ziehen können, sondern sie sehen in dir einen Gesprächspartner, die Möglichkeit, etwas aus einer anderen Welt zu erfahren.

SSP: Und worüber habt ihr dann so gesprochen?

Erst einmal beschäftigt man sich mit der gegenseitigen Realität. Man lernt die Leute ja in irgendeiner Situation kennen und das ist dann meist auch die Ausgangsbasis. Für viele Menschen war es sicherlich auch einfach unbegreiflich wie wir jungen Spunte alleine derart weit reisen. Dort wäre das schlicht undenkbar. Ich wurde mehrmals von Mönchen oder auch Nonnen in ihre Klöster eingeladen, herumgeführt, den ganzen Tag im Austausch. Es geht um das tägliche Leben, Tradition, Systeme, so vieles... aber hinter vorgehaltener Hand eben auch immer wieder um Politik. Einmal zum Beispiel habe ich einen ganzen Tag in einem Kloster am Rand des Inle Lake verbracht. Ein Mönch hatte mich dahin eingeladen. Da haben wir den ganzen Tag über das Kloster und sein Leben dort gesprochen. Über alles Mögliche halt. Aber immer wieder auch über politische Themen, vor allem über Freiheit und Demokratie.

SSP: Welche Rolle spielen denn die Mönche im birmesischen Lebensalltag?

Die Mönche spielen eine riesengroße Rolle. So wie ich das mitbekommen habe, geht jeder Burmese mindestens einmal in seinem Leben ins Kloster. Das ist so eine Grundregel des Buddhismus dort. Dadurch sind die Mönche immer sehr präsent. Auch

die weiblichen Mönche mit ihren rosa Gewändern, die durch die Straßen ziehen. Die hat man ja bei den Protesten eher weniger gesehen.

SSP: Waren die Proteste im September denn abzusehen?

Ich glaube, den Leuten ist schon bewusst, dass ihnen ziemlich viel vorenthalten wird. Sie haben einfach keine Möglichkeit, sich zu informieren. Die Medien, die sie dort haben, sind ziemlich beschränkt. Ein Militärfernsehsender zeigt die ganze Zeit nur verherrlichende Propaganda. Die Zeitungen dichten alles pro Regierung. Die Einwohner wissen aus dem täglichen Leben, dass ihre Rechte extrem beschnitten sind. An der Verbesserung ihrer Lebensumstände, an Änderungen im System, Meinungs- und auch Oppositionsfreiheit sind sie doch alle interessiert.

Die Menschenrechtsverletzungen sind vielerorts so offensichtlich, spürbar und eingrenzend.

SSP: Hast du dich denn selbst auch mal bedroht gefühlt?

Nein, eher nicht. Es gab zwar einige unschöne Situationen mit dem Militär, aber das war dann auch eher eine Verdeutlichung der Situation, in der die Leute leben. Wenn du zum Beispiel mit einem Bus über Land fährst. Da wirst du nachts plötzlich angehalten und alle werden heraus gezwungen, müssen sich in eine Reihe aufstellen und Pässe zeigen. Alles wird kontrolliert. Da wird einem schon mal mulmig, wenn das Militär so präsent ist. Die wollen halt unter Kontrolle haben, wer durch das Land reist – auch in Bezug auf oppositionelle Politiker. Die dürfen sich nämlich nicht frei fortbewegen. Und da merkt man schon, wie krass die Menschen in ihrem alltäglichen Leben von der Repression betroffen sind. Reisen ist dort aber auch sowieso unheimlich beschwerlich. Die Straßen sind überhaupt nicht mit unseren hier zu vergleichen. Wir haben für 500 km schon mal 24 Stunden gebraucht. Einspurig, bloße Erde voller Schlaglöcher. Dann fällt auch mal ein Reifen ab. Oder irgendetwas fängt Feuer. Das sind wirklich harte Trips. Wir waren nach den Reisen oft ziemlich geschlaucht und manchmal auch einen Tag erst mal krank.

Fortsetzung auf Seite 19

Birma zwischen Buddhismus und Autoritarismus

Kurzfassung des Vortrages von Stephan Engelkamp (28), Wissenschaftliche Hilfskraft und Lehrbeauftragter am Institut für Politikwissenschaft der Universität Münster, den er anlässlich der Fotoausstellung Kurzfassung des Vortrages von Stephan Engelkamp (28), Wissenschaftliche Hilfskraft und Lehrbeauftragter am Institut für Politikwissenschaft der Universität Münster, den er anlässlich der Fotoausstellung

Kurzfassung des Vortrages von Stephan Engelkamp (28), Wissenschaftliche Hilfskraft und Lehrbeauftragter am Institut für Politikwissenschaft der Universität Münster, den er anlässlich der Fotoausstellung „Fotografische Einblicke in die Lebensrealitäten Birmas“ am 11. Dezember 2007 hielt.

Im Herbst protestierten buddhistische Mönche in Birma gegen eine autoritäre Militärregierung, die das Land seit 1962 regiert. Ungeachtet des Verbots der Machthaber haben sich in Rangun mehrere tausend Menschen zu Protestmärschen versammelt. Doch nicht erst seit der so genannten „safranfarbenen Revolution“ spielen buddhistische Mönche in Birma eine wichtige politische Rolle. Die Ursprünge des politischen Engagements der Mönche reichen weit in die Geschichte Birmas zurück. Die Entwicklung des Theravada-Buddhismus in Birma ist eng mit der Entstehung des heutigen Staates Birma – oder „Union Myanmar“, wie die Machthaber ihr Land neu benannt haben, verbunden. Buddhistische und noch ältere traditionelle Glaubensvorstellungen von legitimer Herrschaft haben in der politischen Geschichte Birmas stets eine wichtige Rolle gespielt.

Die Geschichte Birmas vor der europäischen Kolonialzeit war durch Völkerwanderungen gekennzeichnet, die die Entwicklung Birmas nachhaltig beeinflusst haben. Daneben ist Birma durch den kulturellen Einfluss aus Indien geprägt. Das erste gesamt-birmanische Königreich Pagan (1044-1287) zählt zu den großen Reichen in der vorkolonialen Geschichte Südostasiens. Die frühen Großreiche Südostasiens wie Pagan besaßen, im Gegensatz zu den heutigen Nationalstaaten, nicht die

Mittel eine effektive Kontrolle über ihr Einflussgebiet auszuüben. Somit fiel den buddhistischen Institutionen die Aufgabe zu, die politische Macht innerhalb des Reiches zu festigen. Buddhistische Tempel und Klöster dienten als sakrale und als politisch-administrative Infrastruktur. Im vorkolonialen Birma diente die buddhistische Religion auch der Legitimation politischer Herrschaft.

Im 13. Jahrhundert erlebte das Reich von Pagan einen raschen politischen Niedergang. Die Folgezeit war geprägt von ständigen internen Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Herrscherhäusern und Nachbarschaftskriegen. Als der letzte birmanische König Ende des 19. Jahrhunderts von den Briten abgesetzt wurde, kam es im ganzen Land zu Aufständen, in denen buddhistische Mönche an der Spitze der Rebellen marschierten und diese auch bei den Kämpfen gegen die Briten anführten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Buddhismus zu einem Symbol für den nationalen Widerstand. Unter Birmas erstem Premierminister U Nu sollte der Buddhismus als einigende Kraft die staatliche Zentralgewalt stärken. Ministerpräsident U Nu Versuch, die Einheit des Landes durch Rückgriff auf den Buddhismus zu bewahren, führte allerdings zur Entfremdung der nicht-buddhistischen Minderheiten. Nach dem Militärputsch unter Ne Win beschritt Birma 1962 den „buddhistischen Weg zum Sozialismus“. Zwar hält die Regierung an der Trennung von Religion und Staat fest, das Bekenntnis der Generäle zum Buddhismus soll aber der Militärregierung Legitimität bei der Bevölkerung verschaffen. Indem sich die Militärs in die Tradition der vorkolonialen birmanischen Könige stellen, versuchen sie, den jahrhundertealten traditionellen Vorstellungen von

rechtmäßiger politischer Herrschaft in Birma zu entsprechen.

Im traditionellen birmanischen Herrscherstil hat der Herrscher die Pflicht, sich gegenüber seinem Volk gerecht und fürsorglich, aber auch streng zu verhalten, um den Bestand des Reiches nicht zu gefährden. Diese Vorstellung findet sich bereits in den Parteiprogrammen zum „Burmesischen Weg zum Sozialismus“ aus dem Jahr 1962. Das Volk hat Anspruch auf Fürsorge aber auch die Pflicht, sich dem Herrscher gegenüber loyal zu verhalten. So sieht das traditionelle Modell von Herrschaft neben der Fürsorge für die Untertanen zugleich Härte gegen potentielle Rivalen vor. Autoritäre Herrschaft ist also nicht nur legitim, sondern in dieser Sicht sogar notwendig, um die Ordnung und den Fortschritt der Gesellschaft sicherzustellen. Die Militärregierung versucht seit 1962, an traditionelle Herrschaftskonzepte anzuknüpfen. Die aktuellen politischen Ereignisse erlangen vor diesem Hintergrund eine besondere Bedeutung, zielen sie doch auf die Grundlagen der politischen Legitimität des Regimes in Birma. Wenn sich die Mönche weigern, von Militärangehörigen Almosen entgegen zu nehmen, kommt das einer Art Exkommunikation gleich. Die Weigerung der Mönche stellt also eine wichtige Quelle innenpolitischer Legitimität in Frage und rüttelt somit an den Grundpfeilern der Herrschaftsstrukturen in Birma. Die Proteste in diesem Herbst und das Eingreifen des Mönchsordens signalisieren einen Notstand, der die Mönche dazu zwingt, Partei zu ergreifen: für eine Herrschaft, die dem buddhistischen Ideal entspricht und gegen die „Soldatenkönige“, die nicht mehr als legitim angesehen werden.



Lachende Mönche in Birma: „Wirklich bewegend, mit wieviel Energie für Freiheit und Rechte gekämpft wird.“

SSP: Gab es denn auch wirklich dramatische Szenen? Als Tourist wird so etwas halt absolut von dir ferngehalten. Vor uns wurde immer das Bild hochgehalten: Alles in Ordnung. Wir behandeln euch mit super viel Respekt. Aber du kannst dir schon sehr gut vorstellen, wie es dann auch anders ist. In einem Kloster in Mandalay gab es zum Beispiel mal eine Auseinandersetzung mit dem Militär. Da wurde der ganze Stadtbereich gesperrt, man kam nicht mal in die Nähe des Klosters. Auch wurden wir z.B. vom Militär nicht in die Nähe der Uni gelassen- wir könnten ja die Studenten beeinflussen.

SSP: Gibt es denn diese Konfrontationen nur zwischen Bevölkerung und Militär oder auch innerhalb der Bevölkerung? Die Bevölkerung in den Teilen des Landes die wir bereisten ist schon eher homogen. Birma ist aber generell ein Staat mehrerer Völker und Ethnien, die auch durchaus verschiedene Interessen vertreten.

Die Regierung setzt aber auch oftmals völlig absurde Konflikte in die Welt, die z.B. gerade die Religion betreffen- was den Menschen sehr wichtig ist. Beispielsweise wird irgendwo ein

Tempel angesteckt und dann wird gesagt: Das waren die Hindus. Es wird also auf die kleine hinduistische Minderheit geschoben. Und dann ist natürlich schnell ein Zwist da. Die Militärdiktatur ist sich ja bewusst, dass ihr eine geeinte Bevölkerung Probleme bereiten kann. Ähnlich wie im Jahr 1988 bei der von Studenten initiierten Großdemonstration, bei der tausende Leute erschossen wurden. Das Militär war so überrascht von der Demo, dass sie die Gewalt als einzigen Ausweg sah. Da hatte die Bevölkerung auch ein gemeinsames Ziel vor Augen und die Regierung konnte sehen, was bei zu viel Einigkeit passieren kann.

SSP: Mit welchen Gefühlen guckst du jetzt nach Birma? Ich bin total ratlos, weil das auch alles so komplex ist, so dass es schwer ist, das von außen zu verstehen. Was man hier so mitbekommt, das sind nun mal nur kleine Bruchteile. Ich habe aber die Hoffnung, dass die Menschen dort zu einer Lösung finden werden, und dass diese Diktatur abgeschafft wird. Dies vielleicht auch mit Unterstützung von außen, da sich ja leider wieder einmal Wirtschaftsinteressen einiger Länder vor den Kampf um menschliche Grundrechte schieben.

Es ist kaum zu ertragen mitanzusehen, wie die Menschen für Ideale erschossen werden.

Doch das Interesse nimmt langsam weltweit wieder ab. Die Ausstellung sollte bewusst noch einmal dagegen steuern. Denn es hat sich im Grunde noch nichts geändert.

Im September 2001 wurde das Asienhaus in Essen mit der Burma-Initiative um eine zusätzliche länderspezifische Abteilung erweitert. Diese möchte Informationen über die Entwicklungen in und um Burma bzw. Birma verbreiten und die Öffentlichkeit für die gegenwärtige Situation und die Probleme Birmas sensibilisieren. Dazu bieten sie auf ihrer Homepage Angebote, Informationen und Links an.

www.asienhaus.de

Ein Praktikum in „Nairobi“

Vier Monate Praktikum an der deutschen Botschaft in einer Stadt, die als eine der gefährlichsten der Welt gilt. Die Zeit von Ende April bis Mitte August 2007 verbrachte ich, ansonsten Politik-Studentin an der Uni Münster, in Nairobi, der Hauptstadt Kenias, welches durch die Eskalationen nach der Präsidentschaftswahl im vergangenen Dezember mediale Berühmtheit erlangte.

Kenia, das noch bis 1963 unter britischer Herrschaft stand, ist ein Land der Vielfalt. Auf einer Fläche, die doppelt so groß ist wie Deutschland, sind alle Klimazonen und Landschaftsformen Afrikas anzutreffen. Man findet in dem Land, das daher auch „Kleinafrika“ genannt wird, nicht nur Savannen, Halbwüsten und Wüsten, schneebedeckte Berggipfel, Strände und Bergregenwälder, sondern auch Menschen unterschiedlichster Ethnien. Insgesamt leben in Kenia etwa 36,7 Mio. Menschen, welche sich aus mehr als 50 Volksgruppen zusammensetzen. Dass dieses Mosaik der ethnischen Gruppen das Zusammenleben erschwert, erfuhr die Welt erst vor kurzem. Durch die Eskalation der gewalttätigen Auseinandersetzungen.

Als ich im April auf dem Flughafen in Nairobi ankam und mich die afrikanische Hitze empfing, war von den jetzt schwelenden Unruhen noch nicht viel zu sehen. Obwohl ich aufgrund des Praktikums in der Botschaft nicht unbedingt das „normale“ Leben eines Kenianers führte, gelang es mir doch im Laufe der Zeit durch Bekanntschaften mit Einheimischen einen Einblick in ihren Alltag zu erhalten. Natürlich hatte ich mir das Ziel gesetzt, so viel wie möglich von dem ostafrikanischen Land zu sehen. Durch das Praktikum war ich aber an dessen Hauptstadt Nairobi gebunden und hatte nur an den Wochenenden und in einem abschließenden Urlaub die Gelegenheit, den faszinierendsten Stätten Kenias einen Besuch abzustatten.

Man sollte allerdings nicht den Fehler machen, Nairobi mit Kenia zu vergleichen. Es ist keine typische kenianische Stadt. In Nairobi treffen, wie nirgendwo sonst in Kenia, die verschiedenen Ethnien und Religionen aufeinander. Zudem ist das

Stadtbild geprägt von Hochhäusern, diplomatischen Vertretungen und den UN-Gebäuden. Man erkennt sofort, dass es nach europäischem und amerikanischem Vorbild aufgebaut wurde. Nur dem Stadtbild zufolge, hätte ich Kenias Hauptstadt nicht sofort als afrikanische Stadt identifiziert. Die pulsierende Stadt im Herzen Kenias ist mit ihren knapp drei Millionen Einwohnern (Tendenz stark steigend) die größte Stadt Ostafrikas und einer der bedeutendsten Handelsplätze Afrikas. Mein erster Eindruck auf der Fahrt vom etwas außerhalb gelegenen Flughafen hinein in die Stadt war nicht der beste. Alles kam mir staubig und unübersichtlich vor. Zugleich war ich erschlagen von den Menschen- und Automassen, die sich auf den Straßen bewegten. So fiel es mir anfangs schwer, mich auf der einen Seite im ungewohnten Linksverkehr zurechtzufinden und andererseits in dem Gewusel von Menschen nicht die Orientierung zu verlieren.

Nairobi habe ich als eine Stadt der extremen Gegensätze von Arm und Reich erlebt. In den Wohnvierteln der reichen Kenianer, Diplomaten und UN-Mitarbeiter stehen riesige Villen mit parkähnlichen Gärten. Nur ein paar Kilometer weiter trifft man auf Hütten aus Blech und unvorstellbare Armut.

Die Anzahl der Slums variiert je nach Quelle zwischen 60 und mehr als 200. Dort „leben“ fast zwei Drittel der Einwohner Nairobis. Um eine Vorstellung davon zu bekommen: im größten Slum, Kibera, hausen eine Million Menschen. Insgesamt nehmen die Slums in Nairobi nur eine Fläche von 5% ein, die sich aber die besagten 2/3 der Einwohner teilen müssen. Ungeachtet der Tatsache, dass ich mir selbst ein erschreckendes Bild davon machen konnte, sind die Zahlen immer noch unvorstellbar.

Die Tendenz der Bewohner ist steigend. Der Grund dafür liegt in den



Der extreme Verkehr in Nairobi: Rote Ampeln werden konsequent ignoriert.

zahlreichen Zuzüglern vom Land, die auf der Suche nach kaum existierender Arbeit sind. Diese landen früher oder später im Slum und laufen Gefahr, aufgrund der Enttäuschung über die krasse soziale Ungerechtigkeit in die Kriminalität abzurutschen.

Der Gegensatz zwischen Arm und Reich wird jedoch nicht nur in den Wohnvierteln sichtbar, sondern auch beim Gang durch die Innenstadt. Nairobi gilt als eine der gefährlichsten Städte der Welt, weswegen sie auch den Spitznamen „Nairobbery“ trägt. Prinzipiell wird dazu geraten, auch in den „besseren“ Straßenzügen keine auffälligen Schmuck und keine Uhr zu tragen, sowie möglichst wenig Bargeld bei sich zu haben, um nicht Opfer der zahlreichen Taschendiebe zu werden. Besagter Teil von Nairobi ist geprägt durch teure Hotels, Banken, Regierungsgebäude und gut gekleidete Geschäftsleute. Nur die dunkelhäutigen Menschen erinnerten mich daran, in welchem Teil der Welt ich mich befand. Ein Blick in die Seitenstraßen offenbarte jedoch noch ein anderes Bild. Dort sah ich heruntergekommene Häuserzeilen tiefe Schlaglöcher in den Straßen und eingeschlagene Fensterscheiben. Die Armut ist in Nairobi allgegenwärtig und hat mich tagtäglich nachdenklich gestimmt.

In den ersten Tagen war ich fasziniert von dem massiven Verkehrsaufkommen. Denn obwohl keinerlei Verkehrsregeln erkennbar waren (die wenigen Ampeln wurden konsequent ignoriert), kam der Verkehr zügig voran. Zwischen den Autos laufen Menschen umher und bieten alle nur erdenklichen Dinge zum Verkauf an. Besonders erschreckend für mich war die Tatsache, dass sich unter der angebotenen Ware auch Hundewelpen und junge Kanninchen befanden.

Aufgrund der hohen Kriminalität wird vor allem für die Zeit nach der Dämmerung dazu geraten, selbst kleinere Strecken nur mit dem Auto zurückzulegen. Doch leider ist auch „Car-Jacking“ - das Kidnapping von Autos samt Insassen - an der Tagesordnung. Dies brachte mir ein dauerhaftes Aufmerksamkeitsgefühl während der Dunkelheit ein, dass sich bis heute noch nicht ganz gelegt hat. Auf der anderen Seite lernte ich es zum ersten Mal zu schätzen, was es heißt, zu Hause in Deutschland in einer Stadt zu



Nairobi von oben: Man erkennt sofort, dass es nach europäischen und amerikanischem Vorbild aufgebaut wurde.

leben, in der ich mich zu jeder Tages- und Nachtzeit frei und ohne Angst bewegen kann.

Meine bis dato eindrücklichste Erfahrung aber machte ich, die ich zum ersten Mal aus Europa herauskam, durch das Bewusstsein, welche Bedeutung Hautfarbe haben kann. Ich wurde mir meines „Weißseins“ zum ersten Mal richtig bewußt. Gleichzeitig lernte ich auch die Vor- und Nachteile dessen kennen. Nach meinen Erfahrungen wurde von vielen (nicht allen) Kenianern „Weißsein“ mit „Reichsein“ gleichgesetzt und dementsprechend wurde ich auch behandelt. Theoretisch existiert in Kenia die Gleichberechtigung zwischen den verschiedenen Hautfarben, aber in der Praxis sieht es doch ganz anders aus. Als wir an einem Morgen mit einem kenianischen Bekannten in einem Hotel Frühstückten wollten, wurde unser Bekannter so lange nicht bedient, bis wir uns zu ihm gesetzt hatten. Dies war leider kein Einzelfall.

Insgesamt besonders beeindruckt hat mich während der Zeit die große Gastfreundschaft der Kenianer. Die Tische brachen unter der Last der Speisen fast zusammen und es wurde alles aufgetischt und hergegeben, was man hatte, obwohl auch dies gerade zum Überleben reicht. Das bedingungslose Teilen geschah dort so selbstverständlich, dass es mich wirklich berührte.

Zum anderen habe ich die Erfahrung gemacht, dass in Nairobi die Religionen friedlich und ohne Anschuldigungen nebeneinander und miteinander leben. Was in anderen Ländern auch bei uns in Europa zur Zeit Stoff für heftige Diskussionen liefert, wird hier als selbstverständlich praktiziert.

Was ich aber vor allem mit nach Hause genommen habe, ist die Lebenseinstellung bzw. das Motto vieler Kenianer. „Pole pole“ ist Suaheli und bedeutet frei übersetzt etwa „immer mit der Ruhe“.

Abschließend bleibt zu sagen, dass Nairobi oft als gefährlicher dargestellt wird, als es tatsächlich ist. Heutzutage besteht in jeder Großstadt besondere Vorsicht. Es gilt wie überall zu wissen, wo man sich bewegt und wie.

Für mich waren die vier Monate in Kenia ein beeindruckendes Erlebnis, das mir nicht nur durch die Reisen innerhalb Kenias sondern vor allem durch die verschiedenen Begegnungen mit den Menschen ein großes Stück Lebenserfahrung beschert hat.

Beitrag und Fotos: Magdalena Bickmann

Das angeschlagene Paradies

Die Mutter von Sarah Kavakligil wohnt bereits seit einigen Jahren in Kikambala, einem kleinen Dorf im Süden Kenias, direkt an der Küste des Indischen Ozeans. Die aktuelle Entwicklung in dem ostafrikanischen Land bereitet ihr Sorgen, nicht nur wegen ihrer Mutter.

Meine Mutter verbringt so viel Zeit wie möglich im Jahr in Kenia. Ich habe sie dort besucht und kann bestätigen: Das Paradies ist direkt um die Ecke. Wunderschöne weiße Sandstrände, traumhafte Landschaften und auf einer Safari konnte ich die Tiere live erleben, die hier im Zoo nur verwirrt im Kreis laufen. Essen und Trinken ist gut und günstig, die Menschen freundlich und zugleich sehr stolz. Die Kenianer sind stolz auf ihr Land und das können sie auch sein. Nicht umsonst nutzen zahlreiche Touristen den Winter hier für eine Auszeit. Kenia galt lange als eines der stabilen Länder in der afrikanischen Subsahara. Bis vor ein paar Wochen.

Am 30. Dezember 2007 erklärte sich Mwai Kibaki erneut zum Präsidenten des Landes und ließ sich vereidigen. Im Vorfeld fand etwas statt, was sich „demokratische Wahlen“ schimpfte. Ausländische Beobachter hatten

allerdings ihre Probleme mit diesen Begrifflichkeiten. Beispielsweise will Kibaki in einem bestimmten Teil des Landes eine Wahlbeteiligung von 115 Prozent gemessen haben und beansprucht davon 99 Prozent der Stimmen für sich. Im Jahr 2008 kann ein Mann, zugegeben höheren Alters, solche Äußerungen tätigen, ohne dafür eine Auszeichnung als bester Comedian zu bekommen. Von Wahlhelfern, die mit Urnen voller Stimmen auf Nimmerwiedersehen verschwanden, war die Rede. Es stellte sich heraus, dass die Wahlergebnis-Verkündung erzwungen wurde. Und dabei wollten die Kenianer so dringend ihr Recht auf freie, demokratische Wahlen nutzen. Sie standen in Schlangen vor den Wahllokalen und trotzten der Hitze. Da waren sie alle gleich, egal ob Kikuyu oder Luo.

Nach der Vereidigung rief Oppositionsführer Raila Odinga zu

Protestmärschen auf, die wiederum von der Regierung verboten wurden. Die Anhänger Odingas sahen ihr Recht auf freie Meinungsäußerung in Gefahr und demonstrierten noch vehementer. Die Polizei wiederum setzte das ausgesprochene Verbot daraufhin noch rabiater um. Resultat waren 600 Tote. Die Medien zeigten Bilder, die wir sonst nur aus Kenias Nachbarländern kannten: Brennende Hütten, wütende Massen bewaffnet mit Macheten und Plünderungen. Alles Gott sei Dank weit weg von Kikambala, einem Vorort von Mombasa, in dem sich meine Mutter aufhält.

Als die Unruhen begangen, machte ich mir große Sorgen um meine Mutter. Wir telefonierten mehrmals täglich und sie sprach davon, dass es schwer wäre an Benzin zu kommen und die Geschäfte größtenteils geschlossen hätten. Mehrere Tage gab es nur Weißbrot zu essen und ein wenig Obst, dann



Sarah (h.r.) und ihre Mutter in Kikambala (h.l.): Kenianer können stolz auf ihr Land sein.



Sarah (h.r.) und ihre Mutter in Kikambala (h.l.): Kenianer können stolz auf ihr Land sein.

beruhigte sich die Lage fürs erste und sie fuhr los, um einen Großeinkauf zu machen. Im Supermarkt fingen ein paar Menschen an, sich um Zucker zu streiten, der nicht mehr ausreichend zur Verfügung stand. Glücklicherweise konnten diese Auseinandersetzungen durch die Präsenz von Militärpolizei im Keim erstickt werden. Die schlimmste Meldung in den Tagen der Unruhen war bis jetzt der Brand einer Kirche, in der sich etwa 40 Menschen aufhielten und Schutz suchten. Diese Menschen gehörten dem Stamm der Kikuyu an, dem auch Mwai Kibaki angehört. Aus Solidarität hat Kibaki in seiner vorangegangenen Amtszeit den Großteil der Ämter mit Kikuyu besetzt. Diese haben seit der Staatsgründung Kenias durch Jomo Kenyatta, ebenfalls Kikuyu, immer schon eine Bevorzugung genossen.

Aus einer angeblichen demokratischen Wahl sind Ansätze eines Massakers zu erkennen, das an den

Genozid von Ruanda erinnern. Ich kann nur hoffen, dass der Westen aus dem offensichtlichen Fehlverhalten von damals gelernt hat und sich heute seiner Verantwortung bewusst ist. Diese Menschen schlachten sich gegenseitig ab, weil die Kolonialherren von damals Grenzen wie mit dem Lineal und ungeachtet der jeweiligen Stämme gezogen haben. Wenn sich diese Handlungsweise in den aktuellen Geschehnissen widerspiegelt, will ich dieses Mal Taten sehen.

Kenianer sind stolz auf ihr Land – und das können sie auch sein. Obwohl sie im jährlichen Korruptionsindex ständig in den Top Five zu finden sind. In der letzten Amtszeit von Kibaki zahlte die Bundesregierung mehrere Millionen Euro zur Korruptionsbekämpfung. Da fragt man sich doch, ob das Geld direkt auf sein Konto ging. Er selbst fand einen monatlichen Lohn von 40.000 Euro für seine Tätigkeiten angemessen, bis ihm klar wurde, dass er damit doch ein wenig bertreibe.

In diesem Februar werde ich erneut nach Kenia reisen, um mir ein Bild von den aktuellen Geschehnissen dort zu machen. Eines weiß ich jetzt schon: Der Flieger wird nicht ausgebucht sein. Laut Medienberichten sind 90 Prozent der Pauschalreisen nach Kenia storniert worden. Langfristig gesehen wird das 20.000 Kenianern ihren Job kosten, da ihre wichtigste Einnahmequelle versiegt.

Meine Mutter aber wird das Land nicht verlassen. Sie hat dort so viele gute Freunde gefunden und ist in ihrem jetzigen Aufenthaltsort sicher. Für sie ist Kenia immer noch das Paradies in das sie einst gekommen ist. Nur Silvester, da wollte sie eigentlich ausgehen und blieb dann doch zu Hause. Denn dort wo sie hingehen wollte, waren hauptsächlich Kikuyu.

Beitrag und Fotos: Sarah Kavakligil

Der Alltag der Anderen

Was passiert in diesem kleinen Land Israel, das vor einigen Jahrzehnten noch Palästina hieß? Wie lebt es sich dort, wenn Konfliktlinien die Koordinaten des Alltags vorzugeben scheinen? Wieso ist hier Frieden nicht möglich, auch wenn sich beide Seiten nichts sehnlicher wünschen als einen Alltag ohne Angst? Um den Antworten auf diese Fragen näher zu kommen, reisten acht junge deutsche Autoren im vergangenen März durch Israel und Palästina. Ihre Erlebnisse hielten sie in literarisch-journalistischen Tagebucheinträgen fest. Daraus entsteht derzeit das Buch „An Grenzen. Acht Reisen durch Israel und Palästina“, das noch in diesem Jahr erscheinen soll. Hier ein Auszug.

Nach Nablus würde ich nicht gehen“, riet mir ein Freund vor einigen Wochen, noch in Deutschland. An einen Hort von Selbstmordattentätern, ein Nest von Extremisten, die mit Gewehr im Anschlag die Dächer bewachen und feindlich gestimmte Gesichter, denke ich. Schüsse, die aus der Ferne peitschen und ich, der Journalist spielt.

Nablus, diesen Namen kenne ich. Kurz vor der Abreise: Ein Bombenlabor gefunden und Extremisten verhaftet, in Nablus. Das Auswärtige Amt warnt vor Fahrten dahin. Wikipedia zeigt eine weiße Bauklotzstadt, die zwischen Hügeln liegt, pastellgrün die Hügel und blau der Himmel.

Unser Taxi fährt durch die Mittagshitze und wir warten an einer Werkstatt auf Salam, einen Freund Nataschas, der unseren Kontakt in die Stadt herstellen soll und unser Führer ist. Entfernte Verwandte leben in der Stadt, aber auch er war lange nicht mehr da. Es sei besser, so sagte er, nicht angekündigt in die Stadt zu fahren. Die Straßen seien heißes Pflaster für alle Ausländer, die mit Kameras und langen Objektiven in den Gassen der Altstadt umherlaufen. Das war nicht immer so: Souvenirläden, so sehen wir später, zeugen von den Touristen, die hier einmal das Einkommen von so manchem Verkäufer gesichert haben, aber die bleiben schon lange aus. Selten verirren sich Leute, denen das Kunsthandwerk der Region oder die antiken Ruinen der Stadt am Herzen liegen, hierhin: die politische Brisanz lockt heute Journalisten, Militär und Spitzel. Die Leute sind misstrauisch geworden. Das Militär ist misstrauisch geworden. Wir sind neugierig geworden.

Salam, ihm steht die Spannung ins Gesicht geschrieben. Sein



Ein Plattenladen in Tel Aviv.

Kontakt: Milizionäre der Fatah, die Al-Aqsa Brigaden. Ein angeblich Achtzehnjähriger, dessen bewaffnete Bande den Westteil der Stadt kontrolliert: Einer von vielen Clans, die rivalisierend die Macht in der Stadt unter sich aufgeteilt haben. Dieser Kontakt, der gleichzeitig Versicherung unserer Unversehrtheit ist, will erst einen Treffpunkt mit uns ausmachen, wenn wir in der Stadt sind.

Doch einstweilen stehen wir am Rande der Stadt: einen israelischen Checkpoint muss man passieren. Wir sollen uns als Mitglieder einer NGO ausgeben, wenn wir gefragt würden, raunt Salam, als wir schon in der Schlange stehen. Ich verstehe den Namen der NGO nicht und bin ohnehin besonders in solchen Situationen ein miserabler Lgner, doch dann ist es schon zu spät: Wir sind dran, unsere Pässe werden kontrolliert, zum Glück fragt keiner, was wir in der Stadt wollen. Hinter fingerdickem Panzerglas sitzen, kaugummikauend, Soldaten, so alt wie wir und wahrscheinlich

nicht gerade am Wunschziel ihres Militärdienstes gelandet.

Ein Taxi nimmt uns mit in die Stadt. Feiner, weißer Staub aus den Steinbrüchen neben der Straße hat die Bäume und Pflanzen eingepudert und unser alter Mercedes wühlt eine Wolke hinter sich auf, wie in Westernfilmen Pferdeherden.

Aus dem Autofenster landen wahllos Mauern, Personen und Gebäude auf dem Speicher meiner Kamera, verwischt von der Geschwindigkeit des Autos und mir doch wichtig: In der Innenstadt keine Photos mehr, sagt Salam. Wir steigen aus, am Rande der Altstadt. Als ich aus dem Taxi steige, ist das ein seltsames Gefühl, wie beim ersten Mal Schnorcheln: Man taucht ein, macht die Augen auf, man sieht etwas und Hey! Das Atmen klappt auch!

Rechts hinter einer Mauer sieht man ein altes, skalpiertes Hammam, die



Reisegruppe: Man muss keinen Ausweis haben, der sagt: „berechtigt an ganz brisante Orte dieser Welt zu gehen.“

Decke fehlt und man sieht die Gänge und Räume im Grundriss. Dazwischen wachsen Gräser und Coladosen. An den Hauswänden strahlen Gesichter von Märtyrern moralische Unbeflecktheit aus. Die Altstadt ist ein verwinkeltes System von Gassen, ein großer Markt und ein gutes Versteck.

Noch immer kein Anruf. Ich überlege mir Fragen für die Märtyrerbrigaden. Kann mir aber keine Frage vorstellen, deren Antwort nicht irgendwie auf der Hand liegt...

Die Anspannung unseres Führers färbt merklich ab. Er bleibt ungern lange stehen, und als wir beschließen, durch die Gassen zu gehen, geht er eilig und redet wenig. Ein unbekannter Achtzehnjähriger will für unsere Sicherheit sorgen. Warum Sicherheit, frage ich Salam, und er antwortet: Naja, es käme vor, dass Journalisten, die hier unangemeldet auftauchten, mit Nachdruck in ein Haus gebeten würden - noch nie sei hier einem Ausländer ein Haar gekrümmt worden, betont er - aber auch die Erfahrung einer kurzfristigen Entführung zum Zwecke der Befragung will er uns gern ersparen. Einverstanden.

Der Muezzin ruft zum Gebet. Unterbricht seinen Gesang, räuspert sich und hustet, um dann fortzufahren. Grinsende Gesichter um uns herum, die die Spannung etwas nehmen.

Ein dicker, grüner Laster manövriert auf den engen Straßen. Er ist uralt und qualmt und schnauft und piepst beim Rückwärtsfahren. Kinder springen um ihn herum, um dem Fahrer zu helfen, alte Männer gucken würdevoll dem Treiben zu. Auch hier wieder etwas, was meinen Pulsschlag senkt.

Theoretisch könnte hier jeder her kommen. Das ist das verrückte an brisanten Plätzen. Man müsste nur ein Flugzeug besteigen, etwas Auto fahren oder Geld bezahlen und kann sich dann im Irak sonnen oder wandern in Darfur, in Gaza Sandburgen bauen oder im Libanon Partys feiern. Ich meine damit: Diese Plätze sind nicht aus der Welt. Man muss keinen Ausweis haben der sagt: ‚Berechtigt an ganz brisante Orte dieser Welt zu gehen.‘ Sondern jetzt sind wir hier, in Nablus, das ich aus dem Fernsehen kenne, und wüsste ich nicht um den Alltag dieser Stadt, käme mir die Schönheit des uralten Souks, die engen Gassen und die wunderbar saftige Kneffe, die wir in einem Cafe essen, noch viel unverfänglicher vor.

Man sieht Spuren der Gewalt in der Neustadt, kleine Einschlagskrater von Kugeln an Hauswänden oder das neue Einkaufszentrum, das in einem Luftangriff zerschossen wurde und seitdem leer steht. Und dass bei uns keiner anruft, heißt, dass die Leute Angst haben - die israelische Armee hat überall Informanten und warum ausgerechnet uns trauen?

Dann gehen wir. Keiner hat sich gemeldet und es ist vier Uhr und es wird sich keiner mehr melden. Heute Morgen fand wie so oft ein unerwarteter Eingriff der Armee statt, es ist nicht die Zeit, sich mit Fremden zu treffen. Aus der Stadt bringt uns ein altes Taxi, wieder ein alter Mercedes mit zerschlagenen Sitzen. Der Fahrer unterhält sich mit Natascha. Er wundert sich, dass sie Ausländer in die Stadt gebracht hat. Wir hätten wohl Kontakt zu den Milizen gehabt, vermutet er. Am Checkpoint kontrolliert mich ein junger Soldat mit Glatze. „Bist du so ne Art Photograph?“, fragt er mit Blick auf meine Kamera. „Sowas ähnliches“, sage ich, er schüttelt den Kopf, stützt seine M16 auf die Mauer vor ihm: „Ra-ta-ta-ta...alles Scheiße hier“, sagt er und lächelt etwas unsicher.

Beitrag und Fotos: Wenzel Stählin

www.reise-nach-jerusalem.com



Aus dem Iran zurückgekehrter Heroinabhängiger

Drogenland Afghanistan

Ein Land leidet unter der Drogenabhängigkeit seiner eigenen Bevölkerung. Die Weltgemeinschaft interessiert sich aber nur für den Schaden, den die Afghanen mit dem Export von Opium und Heroin im westlichen Ausland anrichten.

An den Wänden des Behandlungsraumes für Frauen, der in ein Besprechungszimmer umfunktioniert wurde, hängen bunte Plakate mit schematischen Abbildungen des menschlichen Körpers. In arabischer Schrift sind die inneren Organe bezeichnet. Ich erkenne das Logo der Gesellschaft für technische Zusammenarbeit GTZ am unteren Rand des Plakats und vermute, da wir uns in einer Drogenklinik in Afghanistan befinden, dass die verheerenden Wirkungen des Drogenkonsums dargestellt sind. Ich weiß nicht, ob es sich um einen männlichen oder weiblichen Körper handelt, denn wenn auf die Darstellung der Geschlechtsorgane nicht ganz verzichtet wurde, prangen dort, wo sie sein müssten, schwarze Klebestreifen.

Leila, die GTZ-Mitarbeiterin, betritt mit den Angestellten der Klinik den Raum.

Wir sitzen mit dem Chefarzt an einem großen Tisch, an dem sich jetzt auch die fünf Frauen und sechs Männer niederlassen. Weiß gekleidet mit bunten Kopftüchern und verschränkten Armen beobachten uns die Frauen genau. Zwei Deutsche, die ihre Klinik und die Patienten filmen wollen, womöglich auch sie, die Sozialarbeiterinnen und Krankenschwestern, das ruft Besorgnis hervor. Die Männer in ihren weißen und blauen Kitteln sehen weniger besorgt aus, starren mich dafür unverhohlen an. Ich ziehe mir das Kopftuch tiefer ins Gesicht. Als der Chefarzt seinen Mitarbeitern auf Pashtu oder Farsi übersetzt, der deutsche Mann wäre Fernsehjournalist und ich, die junge Frau daneben, seine Tochter, atmen die Frauen erleichtert auf, die Männer nicken still und starren weniger offensichtlich. In Afghanistan bewegt sich eine Frau üblicherweise nicht gemeinsam mit einem Mann in

der Öffentlichkeit, wenn sie nicht mit ihm verheiratet oder verwandt ist. Wir besprechen den Ablauf der nächsten Tage. Wir wollen Drogenabhängige filmen, deren Angehörige zeigen und die Behandlungsräume in der Drogenklinik besichtigen. Die Sozialarbeiterinnen sagen zu, uns zu Frauen zu bringen, die zu Hause, oft heimlich, behandelt werden. Der Chefarzt führt uns durch die obere Etage des Gebäudes, in der die Patienten, Heroinabhängige, auf Betten sitzen oder liegen, apathisch mit leeren Augen vor sich hin starrend. Er zeigt uns die Döschen mit den Medikamenten und lässt uns beim Gesundheits- und Religionsunterricht zusehen. Er freut sich über unser Interesse an seiner Drogenklinik. Besuch von Fernsehteams bekommt er sonst nie. Die Welt interessiert sich zwar für den Export afghanischen Opiums, aber nicht für die Opfer der Droge im Land selbst. Obwohl es davon mehr als genug gibt.

Drogen als Exportschlager

Afghanistan hat ein Drogenproblem, das hat die Weltgemeinschaft erkannt. Das Land am Hindukush ist der Opium-Lieferant Nummer Eins. Weltweit: 93% des Rohopiums stammen von hier. Allein die südliche Provinz Helmand produziert 50% des konsumierten Opiums. Diese Konzentration ist in der Landschaft der Drogenproduktion beispiellos. In den letzten zwei Jahren ist die Anbaufläche für Mohn auf ein Rekordniveau angestiegen.

Die Drogenökonomie ist der stärkste Wirtschaftszweig Afghanistans. Der Anteil der Drogenwirtschaft am Bruttoinlandsprodukt beträgt heute über 50%. 2007 lebten über eine halbe Million Familien vom Schlafmohnanbau, 14,3% der afghanischen Bevölkerung sind an der Drogenproduktion beteiligt, schätzt das UN-Büro für Drogen- und Verbrechensbekämpfung in seinem jährlichen Welt-Drogen- und Afghanistan-Bericht.

Vielerlei Abhängigkeiten – Afghanistans Schlafmohnbauern

Die Bauern erhoffen sich durch den Mohnanbau eine Minderung ihrer Armut. Zwar ist der Preis für das Rohopium gesunken, aber noch immer ist Mohn lukrativer als andere landwirtschaftliche Produkte, wie etwa Weizen. Damit wird Afghanistan vom World Food Programme überschwemmt, so dass sich der Anbau im Land selbst nicht mehr lohnt.

Häufig hätten die Bauern keine andere Wahl, als Mohn anzubauen, erläutert Hennig Plate, Entwicklungsbeauftragter des deutschen Entwicklungsministeriums (BMZ), den wir in Faizabad treffen. Die Bauern müssten Opium produzieren, „weil sie verschuldet sind beim Feudalherren, weil sie im Herbst Nahrungsmittel kaufen müssen und vor der Wahl stehen: Entweder baue ich Mohn an im Frühjahr oder ich verkaufe meine Töchter.“

Auch die eigene Drogensucht ist für viele Bauern Grund, Opium herzustellen. 66 Tonnen des in Afghanistan angebauten Opiums werden von Afghanen selbst konsumiert. „Wenn Menschen keine Alternative haben“, sagt Dr. Bayan, Leiter der Anti-

Drogen-Projekte der GTZ in Kabul im Interview, „was sollen sie tun? Sie lebten nahezu ihr ganzes Leben unter Kriegs-Bedingungen.“ Er spricht von dreißig Jahren Krieg, von innenpolitischen Problemen, den Russen und dem Terrorismus, von alarmierender Arbeitslosigkeit, extremer Armut und dem fehlenden Gesundheitssystem. „Stellen Sie sich eine Frau auf dem Land vor“, bittet er uns. Sie hätte Kopfschmerzen oder ähnliches, aber keinen Zugang zu medizinischer Versorgung. Es gäbe keinen Arzt in der näheren Umgebung. Die einzige und beste verfügbare Droge sei Opium. Opium, sagt Dr. Bayan, sei an sich eine sehr gute Medizin, wenn es richtig eingesetzt werde. Also nähme die Frau es gegen Kopfschmerzen und gegen andere Beschwerden, gegen die Kälte, gegen Stress. Auch ihren Kindern gäbe sie Opium. Und bevor sie es wüsste, wäre sie abhängig und käme von der Droge nicht mehr los.

Ein Land im Drogenrausch – Afghanistans Drogenabhängige

50.000 Afghanen sind laut UN heroinabhängig. Die Zahl der Abhängigen steigt, weil die Flüchtlinge als Heroinsüchtige aus den Lagern Irans und Pakistans zurückkehren. Vor allem im Iran sind viele Afghanen abhängig geworden.

Eine weitaus größere Gruppe der etwa 28 Millionen Einwohner Afghanistans ist opiumabhängig. Da es an medizinischer Infrastruktur fehlt und das selbst angebaute oder günstig zu erwer-

bende Opium oft das einzige Mittel gegen Schmerzen oder Krankheiten ist, sind etwa 150.000 Menschen in die Abhängigkeit von Opium geraten. Insgesamt sind 920.000 Afghanen abhängig von Drogen aller Art, alleine 520.000 von Haschisch und 160.000 von Alkohol. Wahrscheinlich ist die Anzahl der Drogensüchtigen aber in Wirklichkeit erheblich größer. Afghanistan ist ein islamisches Land, in dem Drogenkonsum als Schade gilt. Die wenigsten werden offen zu ihrer Abhängigkeit stehen. Gerade der Opium-Konsum spielt sich im Kreis der Familie und damit im Verborgenen ab, so dass es kaum möglich ist, die wahren Ausmaße einzuschätzen. Einige der Drogenabhängigen Afghanistans lernte ich kennen.

Ali

Der Junge ist erst 14. Er sitzt in der Ecke eines Raumes in einem zerschossenen, durchlöcherten, verlassenen ehemaligen russischen Kulturzentrum, um ihn herum Männer, die uns beim Betreten des Raumes nicht einmal wahrzunehmen scheinen. In den Flüchtlingslagern seien sie abhängig geworden, erzählen sie später, nun hausen sie in diesen Ruinen unweit eines großen Kreisverkehrs in Kabul, schlafen auf Leinensäcken und Plastiktüten, gehen betteln und arbeiten als Tagelöhner. Ali erhitzt flüssiges Heroin in einem Stück Alufolie über einem Streichholz, atmet die Dünste ein. Gebrauchte Spritzen liegen im

Fortsetzung auf Seite 28



Der 14-jährige Ali. Seit drei Jahren heroinabhängig.



Von der Drogensucht gezeichnete Kinder in Kabul

ganzen Raum verteilt herum. Ein Arzt mit Mundschutz hockt zwischen den Männern und dem Jungen auf dem Boden und redet auf sie ein. Er hat saubere Spritzen mitgebracht und möchte den Jungen dazu überreden, zur Behandlung und zum Entzug in die Drogenklinik zu kommen. Seit drei Jahren ist Ali abhängig. Sein Vater hatte ihn zum Betteln auf die Straße geschickt, um seine eigene Drogensucht finanzieren zu können.

Nasima

Neun Kinder hat sie schon zur Welt gebracht. Sechs Söhne und drei Töchter. Leicht wäre das nicht, sagt sie, froh wäre sie, wenn ihr Mann endlich aufhören würde, immer mehr Kinder von ihr zu verlangen. Nasima sitzt auf dem Boden zwischen drei ihrer Kinder, die noch zu jung sind, um in die Schule zu gehen. Die ältesten Söhne sind bereits verheiratet und studieren. Nasima leidet unter Asthma. Da sie sich keinen Arzt leisten konnte, behandelte sie sich selbst – mit Opium. Das sei normal in Afghanistan, sagt sie. Die 50 Dollar, die ihr Mann als Angestellter des Landwirtschaftsministeriums im Monat verdient, reichen kaum, um das Essen für die elfköpfige Familie zu zahlen. 50 Afghani, etwa einen Dollar, kostet das Opium für zwei bis drei Tage. Erst seit den Besuchen der Sozialarbeiterinnen des Drogenzentrums verzichtet Nasima auf die Droge. Seit zwei Wochen bekommt sie Tabletten gegen Asthma, Multivitamin und Antibiotikum. Regelmäßig besuchen die Sozialarbeiterinnen die 35-jährige

zu Hause. In das Behandlungszentrum zu kommen, wäre eine zu große Schande für die Familie.

Mujib und seine Familie Nasteran liegt in den Armen seines Vaters Mujib, der ihn hin und her wiegt und dabei seine Geschichte erzählt. Gemeinsam mit seiner Frau und seinen Kindern Nasteran, Bezhn und Norwan, kam Mujib vor vier Wochen nach Faizabad in der Provinz Badakhshan im Nordosten Afghanistans. Faizabad ist eine Tagesreise entfernt von dem Dorf der Familie, Shighnan. Dort, erzählt er, nähme jeder Drogen. Sein Vater, sein Bruder, seit drei Jahren schließlich auch er. Seine Frau wurde süchtig, als sie, schwanger mit Nasteran, ihre Schmerzen mit Opium zu stil-

len versuchte. Es gibt keine Ärzte in Shighnan, auch keine Krankenhäuser, sagt Mujib. Auch wenn es welche gäbe, könnte sich die Familie die Behandlungskosten und Medikamente nicht leisten. Opium hingegen wird in Badakhshan überall angebaut und das, was nicht an Dealer verkauft wird, nehmen die Afghanen selbst – um ihre Sucht zu stillen. Nasteran, mit sieben Monaten das jüngste Kind, kam opiumsüchtig zur Welt. Er schreit viel und ist unterernährt. Seine Mutter blies ihm deshalb den Rauch der Opiumzigaretten in den Mund. Auch das, sagt Mujib, sei normal in seinem Dorf. Seit vier Wochen ist die Familie in Behandlung des Drogenzentrums in Faizabad. Der kleine Nasteran aber wird wahrscheinlich, wenn er denn überlebt, sein Leben lang unter den Folgen seiner Drogenabhängigkeit im Säuglingsalter leiden.

Viele Worte, wenig Taten

Der tägliche Überlebenskampf, die traditionellen Strukturen, Hunger, Schmerzen, Krankheiten und Alternativlosigkeit treiben Afghanistans Bevölkerung in den Rausch des Opiums. Und weil eine funktionierende Infrastruktur fehlt, ärztliche Versorgung Mangelware ist und sich das Engagement der Gebergemeinschaft auf den Schutz der eigenen Heimat vor dem suchtbringenden Übel des Drogensumpfes beschränkt und das Leid der Abhängigen im kriegszerstörten Afghanistan dabei außen vor lässt, haben vor allem die Frauen und Kinder



Überall auf dem Gelände des russischen Kulturzentrums: Spritzen mit Blut- und Heroinresten



Ehemaliges russisches Kulturzentrum, zerstört von Mujahedin, heute Unterkunft für Heroinabhängige

und die Bewohner der ländlichen und unsicheren Regionen keine Chance, der Abhängigkeit zu entkommen.

Der Mohnanbau ist kein eigenständiges, isoliert zu betrachtendes Problem, sondern ein Symptom für den Zustand Afghanistans. Und das wird in unseren Medien kaum beleuchtet. Die Drogenabhängigkeit der afghanischen Bevölkerung führt in der Berichterstattung, aber auch im Denken und Handeln der Gebergemeinschaft ein Schattendasein. Mit Hilfe des Militärs werden Felder zerstört, in der Hoffnung, so den Mohnanbau einzudämmen. Die Grenzkontrollen werden verschärft und die Repressionen gegen Mohnbauern verstärkt. Afghanistan wird als der Herd des Drogenübels der Welt gesehen. Aber die eigentlich Leidtragenden sind die Afghanen, die ihre Not mit Opium und Heroin zu lindern versuchen.

Es gibt so viel zu tun“, seufzt Dr. Bayan, „die Nachfrage ist hoch. In den internationalen Medien gibt es viel Gerede über das Drogenproblem Afghanistans, aber vor Ort passiert wenig. Bei den Menschen, die Drogen produzieren und konsumieren, und

den Familien, die für die Sucht bezahlen, kommt nicht viel Hilfe an. Das ist auch ein Grund für den dramatischen Anstieg der Produktion und des Missbrauchs von Drogen in diesem Land.“ Der Ansturm auf die GTZ-Drogenkliniken, die Dr. Bayan koordiniert, ist so hoch, dass die Wartezeit für die Behandlung bis zu zehn Jahre beträgt. Und dabei beschränkt sich das Angebot des Drogenzentrums auf einen 14-tägigen kalten Entzug.

Danach folgt die Rückkehr in das alte, immer noch aussichtslose Leben voller Armut, Krieg und Leid und ohne Hoffnung auf Verbesserung.

Beitrag und Fotos: Astrid Sauermann

(Astrid studiert Politikwissenschaft, Geschichte und Kommunikationswissenschaft an der Uni Münster. Im Juni 2007 war sie drei Wochen mit ihrem Vater als Kameraassistentin in Afghanistan. Filmaufnahmen von der Afghanistan-Reise gibt es unter www.fernsehproduktion-leipzig.de.)



Mohnpflanzen in Badakhshan, Nord-Ost-Afghanistan.

„Was würden Sie tun, Herr Doktor?“

Wer hat heute in Arztpraxen und Krankenhäusern die Wahl? Sind es Patienten oder ihre Ärzte?

Das junge Paar sitzt kerzengerade, angespannt. Seine Hand liegt wie versteinert auf der ihren. Diese Hände werden ihre Position während des gesamten Gesprächs nicht verändern. Wir befinden uns in der Sprechstunde eines Krankenhauses, das zufällig in den Niederlanden steht. Der ergraute Arzt auf der anderen Seite des Schreibtisches nickt nachdenklich. „Das sind schlechte Neuigkeiten“, sagt er. Die junge Frau ist im fünften Monat schwanger. Das Paar weiß bereits: Die Flüssigkeit, die sie heute Nacht verloren hat, war tatsächlich Fruchtwasser. Ihre Fruchtblase hat einen Sprung. Das hätte eigentlich erst kurz vor der Geburt passieren sollen.

Aber was ist nun zu tun? Was wird mit dem Kind passieren? Es gebe zwei Möglichkeiten, erklärt der Arzt. Man könne einfach abwarten. Das Kind werde dann möglicherweise innerhalb der nächsten Wochen viel zu früh geboren, vielleicht aber auch erst im siebten oder achten Schwangerschaftsmonat. Ob es lebensfähig sein wird, ist unklar. Wegen des Mangels an Fruchtwassers, der nun im Mutterleib herrscht, ist es wahrscheinlich, dass seine Lungen unzureichend entwickelt sein werden. Eine kleine Chance auf ein lebensfähiges, gesundes Kind bleibt aber bestehen.

Leider droht der werdenden Mutter bei fortbestehender Schwangerschaft Gefahr. Gebärmutterentzündungen entwickeln sich bei einem Sprung in der Fruchtblase häufig. Da die Gebärmutter über die Eileiter eine offene Verbindung zur Bauchhöhle besitzt, ist auch das Entstehen einer lebensbedrohlichen Bauchfellentzündung nicht auszuschließen. Werden solche Infektionen überlebt, kann es zu Verwachsungen der Eileiter und anschließender Unfruchtbarkeit kommen. All diese Szenarien sind zum Glück nicht sehr wahrscheinlich, weil Infektionskrankheiten heute rechtzeitig mit Antibiotika behandelt werden können. In seltenen Fällen gibt es allerdings resistente Erreger, die sich trotz des Antibiotikums ausbreiten. Wenn dann endlich das richtige Mittel

gegen einen solchen Keim gefunden ist, ist die Entzündung möglicherweise bereits weit fortgeschritten. Um dieses Risiko zu vermeiden, könnte man, als eine zweite Möglichkeit, die Schwangerschaft abbrechen.

Der Arzt sagt, dass das Paar sich mit der Entscheidung Zeit lassen solle. Eine Nacht darüber schlafen solle. Die Augen der jungen Frau sagen, dass die Entscheidung über Nacht nicht leichter werden wird. Dass die Entscheidung nicht reifen, sondern von Augenblick zu Augenblick größer und schwerer erscheinen wird.

Ihr Blick heftet sich an den Arzt auf der anderen Schreibtischseite. „Was würden sie an unserer Stelle tun?“, fragt sie, ihm fest in die Augen sehend. Der ergraute Arzt unterdrückt einen Seufzer, zögert. Soll, darf, muss er diese Frage beantworten? Er fasst sich ein Herz: „Ich denke, ich würde einfach abwarten.“ „Gut, dann machen wir das auch“, erklärt die junge Frau. Sie wirkt erleichtert, für einen Moment beinahe zufrieden. Der Gesichtsausdruck ihres Partners bleibt eingefroren. Ich glaube, er fürchtet, weinen zu müssen, wenn er die Gesichtsmuskeln entspannt.

Wer hat hier eine Entscheidung getroffen? Und wer sollte in solchen Situationen eine Entscheidung treffen? Noch in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts war die Sache klar: Ärzte entschieden vor dem Hintergrund ihres Wissens und Gewissens, was das Beste für einen Patienten sei. In einer solchen Situation spricht man von einem traditionellen oder paternalistischen Arzt-Patienten-Verhältnis. Sogar der auf den „Urvater aller Ärzte“ anspielende Ausdruck „hippokratisches Arzt-Patienten-Verhältnis“ wird hierfür gebraucht. Dies suggeriert, ein solcher Umgang der Ärzte mit ihren Patienten sei seit Hippokrates' Zeiten, also von der Antike an, bis in das 20. Jahrhundert hinein die Regel gewesen. Tatsächlich spricht vieles dafür, dass es zu allen Zeiten konkurrierende Modelle für das Arzt-Patienten-Verhältnis gegeben hat. Theoretisch werden zwei weitere be-

schrieben. Das Konsumenten-Modell und das Partnerschaftsmodell. Im Konsumenten-Modell ist der Arzt nur für das Vermitteln von Sachinhalten und das Ausführen der Behandlung zuständig, ein Berater, der keine Entscheidungen trifft. Dies wird vollständig dem Patienten überlassen. So ähnlich stelle ich mir das Verhältnis der fahrenden Händler im Mittelalter zu ihren Kunden vor. Diese verkauften unter anderem Heilmittel und boten das Ziehen von Zähnen an. Einem Arzt, der nur einmal im Jahr im Dorf vorbeikam, werden die Bewohner ziemlich misstrauisch gegenüber gestanden haben. Sie werden sich genau überlegt haben, was sie aus seinem „Warenkorb“ zu welchem Preis kauften. Aber schon in diese Situation schleicht sich schnell ein Ungleichgewicht ein: Ein „Kunde“, der seit Wochen oder Monaten unter schrecklichen Zahnschmerzen litt, dürfte schnell einverstanden gewesen sein mit einem Angebot des „Händlers“, ihn von seinem Leiden zu befreien, selbst wenn der Preis hoch und die Methode zweifelhaft gewesen sein sollte. Da ein Patient nicht nur in dieser Situation mit dem kritischen Abwägen und Entscheiden leicht überfordert ist, gilt in der modernen Medizinethik das Partnerschaftsmodell als bestes Vorbild für ein Arzt-Patienten-Verhältnis im 21. Jahrhundert. Hierbei hat zwar der Patient die Entscheidungshoheit, der Arzt hat aber teil am Entscheidungsprozess. Er begleitet und berät den Patienten nicht nur auf der Sachebene, sondern auch bei dem zu einer Entscheidung führenden Prozess selbst. Das klingt schön und irgendwie wie eine gelungene Mischung aus den anderen, zu einseitigen Modellen, aus paternalistischem und Konsumenten-Modell. Versucht man, das Partnerschaftsmodell mit Leben zu füllen, ergeben sich allerdings einige Probleme.

Patienten kommen nicht zum Arzt, um Entscheidungen zu treffen, sondern um gesund gemacht zu werden. Das klingt banal. Tatsächlich haben Berichte über spektakuläre Erfolge der Medizin bei vielen Menschen die Illusion erzeugt, jede Krankheit sei heil-



bar. Während die meisten Medien über Politiker und Wirtschaftslenker kaum je ein lobendes Wort verlieren, werden Fortschritte in Naturwissenschaft und Medizin geradezu bejubelt. Es mag kritische Berichterstattung über Machenschaften einzelner, unseriöser Ärzte geben. Das gute Image der modernen Medizin an sich wird dadurch jedoch nicht angekratzt. Dabei sind die allermeisten Erkrankungen nach wie vor nicht zu kurieren. Die Möglichkeiten, Linderung zu verschaffen, sind häufig begrenzt und nebenwirkungsreich.

Während eines Praktikums, das ich als Medizinstudentin in einer Hautklinik absolvierte, erlebte ich mehrmals, wie Menschen zu mir sagten: „Ich lasse alles mit mir machen, aber ich will keine Kortisonsalbe haben.“ Ein Großteil der entzündlichen Hautkrankheiten ist aber nur mit der, zugegebenermaßen mit Nebenwirkungen verbundenen, Kortisonsalbenbehandlung überhaupt zu beeinflussen. (Es sei denn, man möchte oder muss auf noch nebenwirkungsreichere Tabletten zurückgreifen.) Etwas anderes hatten wir nicht anzubieten. Eigentlich hätte ich die Betroffenen unter dieser Prämisse sofort wieder nach Hause schicken können.

Einige Patienten erwecken den Eindruck, als glaubten sie, der Doktor habe ein Wundermittel im Schrank versteckt. Man müsse nur fordernd genug auftreten, damit er es herausricke. Vor diesem Hintergrund ist die Bereitschaft, beim

Arzt Entscheidungen zu treffen, nicht groß. Es handelt sich nämlich in der Regel um Entscheidungen zwischen zwei schlechten Alternativen. Gibt es eine gute, wird nicht verhandelt. Hat ein Patient eine schwere Infektionskrankheit und hilft dagegen ein nebenwirkungsarmes Antibiotikum, werden weder er noch der Arzt die Behandlung lange diskutieren wollen.

In Deutschland kommt ein weiteres Problem hinzu. Die Patienten sehen sich in den meisten Fällen einem einzelnen, niedergelassenen Arzt gegenüber, nicht einem medizinischen Zentrum. In vielen anderen Ländern ist die Anbindung von Fachärzten an Krankenhäuser üblich. So sind in den Niederlanden zwar die Hausärzte niedergelassen, Facharztbehandlung gibt es aber nur in der Poliklinik von Krankenhäusern. Die Patienten erleben dort in der Regel, dass ihre Probleme mit mindestens einem weiteren Arzt besprochen werden. Dies schafft Vertrauen. Die Bereitschaft, sich mit angebotenen Alternativen auseinander zu setzen, wächst. Ein Arzt, der in Deutschland keine eindeutige und wirksame Lösung für ein medizinisches Problem anbieten kann, erntet häufig Misstrauen. Der Patient nutzt dann seine Wahlfreiheit, um einen zweiten, dritten oder gar vierten Arzt zu konsultieren, und nicht, um sich zwischen gegebenen Alternativen zu entscheiden. Jeder weitere Arzt, der zu Rate gezogen wird, bietet zwei bis drei weitere Alternativen an. Möglicherweise tun

die Ärzte dies auf Basis unterschiedlicher Diagnosen. Zu einem Austausch über ihre voneinander abweichenden Untersuchungsergebnisse kommt es nicht. Noch komplizierter wird es, wenn die Ärzte unterschiedliche weltanschauliche Konzepte vertreten. In Deutschland gibt es ein großes Angebot sogenannter alternativer Heilmethoden, Naturheilkundler, Homöopathen, anthroposophisch ausgerichtete Ärzte und Verfechter der traditionellen, chinesischen Medizin. Dies trägt zunächst zur Vielfalt der Therapieangebote bei und bietet insofern zusätzliche Chancen. Um diese Chancen nutzen zu können, müssten die Alternativen aber in die sogenannte Schulmedizin integriert werden oder sich wenigstens im ständigen Dialog mit ihr befinden. Für den Patienten wird ansonsten die Wahl zur Qual. Nehmen wir an, er leidet unter ständig wiederkehrenden Blasenentzündungen. (In diesem Beispiel gehen wir davon aus, dass alle Ärzte zu derselben Diagnose gekommen sind. Ansonsten wäre die Situation noch komplizierter.) Der Schulmediziner wird vielleicht eine Dauertherapie mit niedrigdosierten Antibiotika empfehlen. Der Naturheilkundler setzt auf Cranberries. Dagegen wählen Homöopath und Anthroposoph anhand zusätzlicher Kriterien jeweils ein individuelles Mittel für den Betroffenen aus. Und der traditionell-chinesisch beeinflusste Arzt bemüht sich, das „Chi“, die Lebensenergie des Patienten, im Beckenbereich mit Akupunktur oder Kräutern zu stärken. Ein Patient wird im seltensten Fall zu all diesen Ärzten gehen. Möglicherweise aber zu zweien oder dreien. Die Alternativen, die sich ihm dabei stellen, werden von unterschiedlichen Ärzten auf Basis unterschiedlicher Überzeugungen und mit unterschiedlicher Überzeugungskraft vertreten. Von einem Partnerschaftsmodell mit begleiteten Entscheidungen kann hier keine Rede sein. Der Patient ist eher ein überforderter Konsument, wie ein Kind, das sich etwas aussuchen soll in einem vollgestopften Spielwarenladen. Damit Patienten in dieser Situation nicht länger allein gelassen werden, brauchen wir in Deutschland medizinische Zentren. In diesen Zentren sollten Ärzte sich austauschen, eventuell auch mit Vertretern alternativer Heilmethoden. Dort käme man einem partnerschaftlichen Arzt-Patienten-

Fortsetzung auf Seite 32

Verhältnis ein Stück näher. Trotzdem bleiben auch in diesem Szenario Schwierigkeiten. Gerade auf dem Gebiet ihrer Gesundheit möchten manche Menschen Entscheidungen nicht selbst treffen. Sie möchten sich später nicht vorwerfen, selbst den falschen Entschluss gefasst zu haben. Sie glauben, dass der Doktor es schließlich am besten wisse. Darf der Arzt ihnen die Entscheidung abnehmen? Oder sollte er auf einem selbstgefassten Entschluss beharren? Darf er, wie im von mir zu Anfang erzählten Fall, sagen, was er selbst tun würde? Was soll er sagen, wenn er weiß, dass er selbst etwas Unvernünftiges tun würde in der gegebenen Situation? Auf diese Fragen gibt es wahrscheinlich keine allgemeingültigen Antworten. Sie können nur aus der einzelnen Situation heraus beantwortet werden. Meiner Meinung nach darf der Arzt dabei auch durchblicken lassen, dass er selbst nicht sicher ist, was nun zu tun ist, und ob er z.B. dem Patienten die anstehende Entscheidung abnehmen darf. Je weniger der Patient das Gefühl hat, sich allmächtigen Halbgöttern in Weiß gegenüber zu sehen, desto eher traut er sich, selbst zu entscheiden. Aber was passiert, wenn der Patient sich nicht nur inkompetent fühlt, sondern es tatsächlich ist? Ich spiele hier nicht etwa auf die schwierigen, medizinischen Entscheidungsprozesse bei Komapatienten oder geistig behinderten Menschen an. Medizinische Sachverhalte sind komplex. Was wir über den menschlichen Körper und die Mechanismen von Krankheiten wissen, haben wir durch eine Vielzahl unterschiedlich angelegter und häufig widersprüchlicher Experimente gelernt. Das Schmerzmittel Paracetamol, auch zum Senken von Fieber eingesetzt, findet sich in beinahe jeder Hausapotheke. Wie und warum es wirkt? Das weiß keiner. Warum benutzen wir es dann? Studien haben gezeigt, dass es im Vergleich zu Placebo-Tabletten eine deutlich bessere Wirkung hat. Aber fragen Sie jetzt bloß nicht, was ein Placebo-Effekt ist und warum es Sinn macht, Wirkstoffe gegen ein Placebo zu testen... Auch darüber wissen wir nur wenig. Patienten bei jeder anstehenden Therapieentscheidung in eine erkenntnistheoretische Grundsatzdebatte über Forschungsmethoden und den Placebo-Effekt zu verwickeln, ist sicherlich nicht sinnvoll. Aber das Problem geht darüber hinaus. Ärzte sind durch die Komplexität

ihrer Themen auch bei Patienten mit ganz normaler Aufmerksamkeit und Intelligenz gezwungen, ihre Erklärungen auf eine Minimalvariante zu kürzen. Hinzu kommen Zeitmangel und Fehleinschätzungen der Ärzte in Bezug auf das Vorwissen des Patienten. So kann es passieren, dass zwei Ärzte denselben Sachverhalt zu erklären versuchen, und aus Sicht der Patienten zwei völlig unterschiedliche Geschichten entstehen. Wenn ein Arzt 99 Prozent der Informationen weglassen muss, ist das, was er trotzdem erzählt, wahrscheinlich sehr subjektiv gefärbt. Dadurch wird die Entscheidung des Patienten stark beeinflusst. An dieser Stelle komme ich auf mein Anfangsbeispiel von der jungen Frau mit dem zu frühen Fruchtblasensprung zurück. Ich habe diese Situation als Medizinstudentin in den Niederlanden erlebt. Allerdings habe ich sie nicht genau so erlebt, wie ich sie hier erzählt habe. In meiner Version gibt es einen ausführlichen Abschnitt über die Gefahren des Fortbestehens der Schwangerschaft, über eine mögliche Infektion mit resistenten Erregern, die Unfruchtbarkeit oder im schlimmsten Fall den Tod der Patientin zur Folge haben könnte. Ich ließ den Arzt auch erwähnen, dass eine solche Infektion, gegen welche die zunächst eingesetzten Antibiotika nichts ausrichten können, sehr unwahrscheinlich ist. Diesen Teil des Gespräches gab es in Wirklichkeit nicht. Der Arzt hatte nur erwähnt, dass die junge Frau bei Fieber oder Bauchschmerzen sofort in das Krankenhaus kommen müsse, um behandelt zu werden. Resistente Erreger kamen in seiner Geschichte nicht vor. Warum nicht? Vielleicht wollte er das junge Paar nicht mit zu vielen Informationen überlasten. Schon gar nicht wollte er sie mit Informationen über seltene Komplikationen unnötig ängstigen. Möglicherweise wollte er, bewusst oder unbewusst, die Möglichkeit, die er selbst für richtig hielt, im besten Licht erscheinen lassen: Er plädierte auf Nachfrage für das Abwarten.

Wäre dieses Paar besser informiert gewesen, wenn ich ihm meine Version des Dilemmas geschildert hätte? Es hätte mehr Informationen gehabt. Aber hätte nicht gerade die Zusatzinformation in die Irre geführt? Hätte sie nicht verleiten können zu einer Entscheidung, die auf Angst und nicht auf Argumenten basiert

gewesen wäre? Wie kann ein Arzt Entscheidungen begleiten ohne heimlich derjenige zu sein, der sie trifft? Wie kann ein Arzt seine Persönlichkeit einbringen, ohne den Patienten zu etwas verführen, was dieser „eigentlich“ gar nicht will?

Trotz all dieser Schwierigkeiten ist das Partnerschaftsmodell meiner Meinung nach ein überzeugendes Ideal einer Arzt-Patienten-Beziehung. Wir werden es nicht erreichen. Aber wir sollten versuchen, uns ihm anzunähern, nicht trotz der Komplexität der modernen medizinischen Welt, sondern gerade angesichts dieser. Dazu müssen sowohl Ärzte als auch Patienten sich eingestehen, dass Mediziner keine allwissenden Halbgötter sind. Sie sind im Idealfall fachlich und menschlich kompetente Berater. Der Prozess dieses Eingestehens ist wichtig, damit wir alle als Patienten die Wahl haben. Damit wir die Entscheidung treffen können, die zu uns persönlich am besten passt. Und uns trotzdem nicht allein gelassen fühlen.

Beitrag: Swantje Naunin

Illustration: Manuel Rodriguez

Anzeige



„Ich unterstütze
ÄRZTE OHNE GRENZEN,
weil sie in Krisen-
gebieten helfen,
über die kaum
jemand spricht.“

Barbara Rudnik,
SchauspielerIn

ÄRZTE OHNE GRENZEN hilft weltweit Opfern
von Krieg und Gewalt und klagt an, wenn
deren Rechte mit Füßen getreten werden.



Bitte schicken Sie mir unverbindlich

allgemeine Informationen über
ÄRZTE OHNE GRENZEN

Informationen für einen Projekteinsatz

Informationen zur Fördermitgliedschaft

die Broschüre „Ein Vermächtnis für das Leben“

Name _____

Anschrift _____

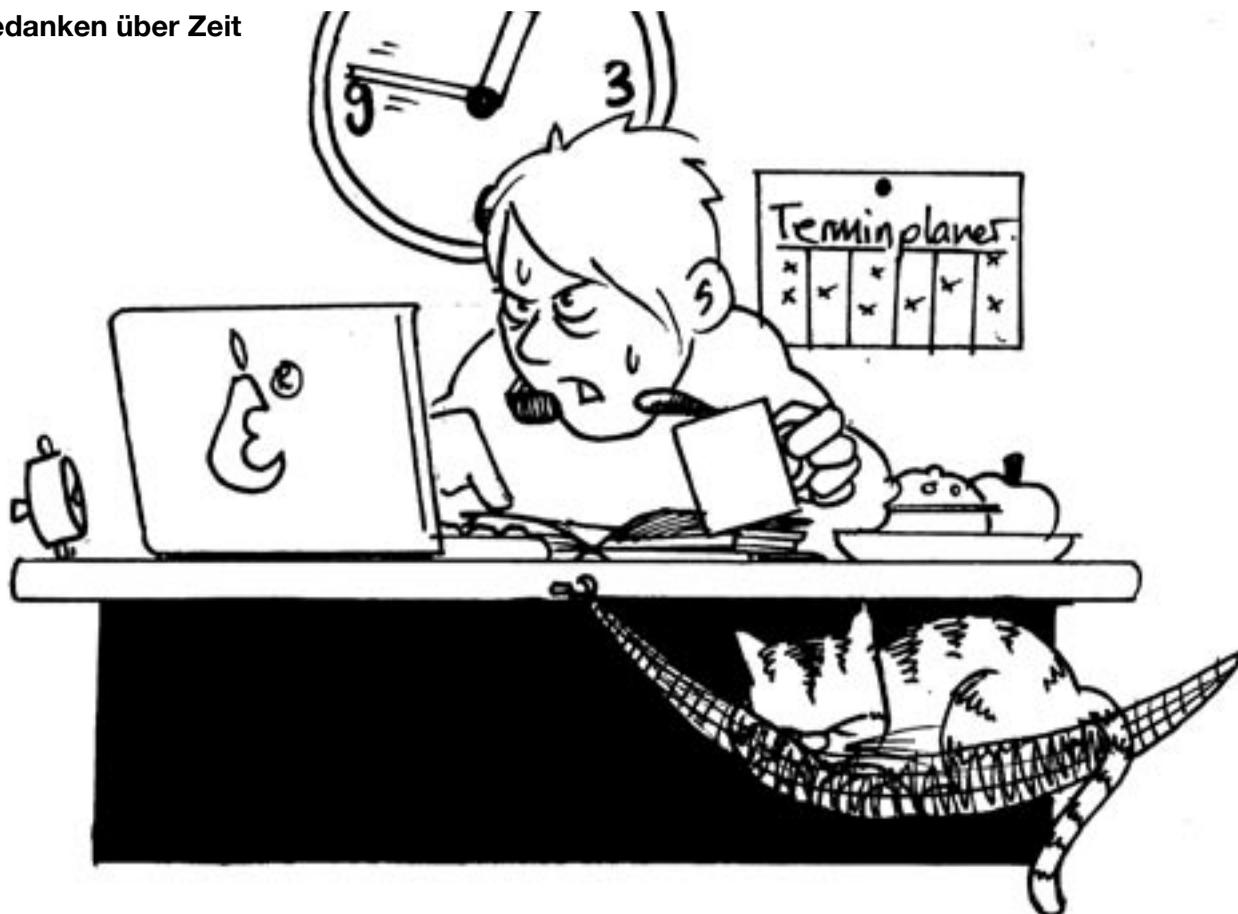
E-Mail _____

ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V. • Am Köllnischen Park 1 • 10179 Berlin
www.aerzte-ohne-grenzen.de
Spendenkonto 97 0 97 • Sparkasse Bonn • BLZ 380 500 00

11104508

Das Feuer, in dem wir verbrennen

Gedanken über Zeit



„Wo ist bloß die Zeit geblieben?“ – Es gibt vieles, was Menschen sich kaufen können und so manches, was sie beeinflussen können. Doch die Zeit wird sich nie unserer Kontrolle unterwerfen. Kurt Haberstick sagt: „Wir können die Zeit nicht anhalten, aber innehalten können wir zu jeder Zeit.“ Gerade für Studenten gibt es gute Gründe, kürzer zu treten. Einen dieser Gründe hörte ich von meinem Onkel, der nie studiert hat: „Genieße deine Studienzeit. Sie wird nicht wiederkommen.“ Zugegeben, ich bin keiner von den neuen Bachelor-Studenten, die ihr fremdorganisiertes Studium in Rekordzeit zu einem wie auch immer gearteten Abschluss bringen müssen. Dennoch erkenne auch ich, dass uns „westliche“ Menschen ständig etwas unter Strom setzt. Viele nennen es „die beschleunigte Gesellschaft“. Sie besteht aus Menschen, die das hohe Arbeitstempo bereitwillig mitmachen. Vielleicht will man uns mit den neuen Studiengängen zu solch einer angepassten Gesellschaft erziehen. Peter Glotz jedenfalls, der ein Buch mit eben diesem Titel („Die beschleunigte Ge-

sellschaft“) herausbrachte, erkannte, dass es zeitgleich zur Bildung einer Schicht kommt, die sich zu einem guten Teil aus Aussteigern und Verweigerern zusammensetzt. Dazu zählen nicht nur Menschen, die dem „easy-living“ fröhnen, sondern auch solche, die sich noch „Zeit für etwas nehmen“.

Aber steht uns wirklich eine „kulturelle Revolution“, ein „Kulturkampf“ um die richtige Lebensweise bevor? Was ist schlimm an der neuen Lebensweise? Hartmut Rosa, der bekannte Soziologe, wurde neulich von „Die Zeit“ zum gesellschaftlichen Gefühl der immer schneller fortschreitenden Zeit befragt. Er machte deutlich, dass Beschleunigung an sich nicht schädlich ist, doch müsse man die Grenzen der Verarbeitungsfähigkeiten beachten. Und diese sei beim modernen Menschen überschritten worden. Auch wenn der Mensch ungeheuer anpassungsfähig ist, so besäße er dennoch physische und psychische Grenzen, die er nicht überschreiten könne, ohne entweder seine Gesundheit zu riskieren oder die gestellte Aufgabe

nicht mit der erforderlichen Sorgfalt zu erfüllen. Das hoch gelobte „Multitasking“ ist bei Betriebssystemen ein Erfolg, beim Arbeitstier Mensch ist es schlichtweg sinnlos. Wenn der Mensch sich auf zwei Dinge gleichzeitig konzentriert, macht er beides nur halb so gut. Das belegen sowohl Studien, als auch die alltagsnahe Empirie. Besser ist es daher, sich nur auf eine Sache zu konzentrieren. Also: Keine halben Sachen.

Doch auch wenn wir nur halblang machen wollen: Die Gesellschaft lässt uns nicht. Nur der flexible Mensch ist ein Gewinnertyp. Und damit das auch erfolgreich klappt gibt es das „Zeitmanagement“. Mit anderen Worten, das systematische und disziplinierte Planen der eigenen Zeit, um auf diese Weise „Zeit zu sparen“. Diese kann dann entweder für weitere Aufgaben, oder, wie es die Experten raten, zur Erholung und Möglichkeiten, wieder neue Energie zu tanken, freigemacht werden.

Fortsetzung auf Seite 34

		Dringlichkeit	
		nicht dringend	dringend
Wichtigkeit	wichtig	Aufgabe wird termintreu und persönlich erledigt.	Selbst wird erledigt.
	nicht wichtig	Fäkt bearbeiten – Papierkorb.	Ankompetente Mitarbeiter delegieren.

Am Anfang steht die Analyse des eigenen Verhaltens, um Zeitverschwendung festzustellen. Darauf folgen die Fragen: Welche Mittel und Fähigkeiten stehen zur Verfügung? Welches sind die Vor- und Nachteile der verschiedenen möglichen Wege? Anschließend geht man daran, Prioritäten zu setzen. Hier hat die „ABC-Analyse“ Einzug gehalten. Alle anstehenden Aufgaben werden kategorisiert: A beutet „sehr wichtig, hohe Priorität“ - B mittlere Priorität - C geringe Priorität. Profis arbeiten mit der Eisenhower- (siehe Grafik) oder ALPEN-Methode (Aufgaben aufschreiben - Länge einschätzen - Pufferzeit – Entscheidungen – Nachkontrolle).

„Mein Leben geht so dahin“, dachte Herr Fusi, „mit Scherengeklapper und Geschwätz und Seifenschäum. Was habe ich eigentlich von meinem Dasein? Und wenn ich einmal tot bin, wird es sein, als hätte es mich nie gegeben.“ Um sich zu erholen sollte man einmal in Peter Sloterdijks Werk reinschauen. Dieser wachgerüttelte Philosoph hat erkannt, dass die Spätmoderne als ein rastloser, unaufhaltsamer und globaler Beschleunigungsprozess charakterisiert werden muss. Fast Food und Schnellimbiss, Last Minute-Reisen, Tempo-Taschentücher, Transrapid und „Turbo-Abi“, überall herrscht der Rausch der Geschwindigkeit.

Stimmt doch auch! Es kann uns gar nicht schnell genug gehen. Niemand wartet schließlich gerne in der Einkaufsschlange oder beim Arzt. Nadine Schöneck hat im Rahmen ihrer Studienpreisarbeit eine repräsentative Befragung zum Zeitempfinden erstellt. Diese bescheinigt, dass gut 80 Prozent der Befragten

sich unfreiwillig getrieben fühlten. Den Menschen reicht der 24-Stunden Tag nicht mehr. Ob Zeit Geld sei, bejahte die Hälfte. Schöneck resümiert: „Das Gefühl der Getriebenheit [beschränkt sich] nicht auf arbeitsweltliche (bzw. studienbezogene) Zusammenhänge, sondern diese Empfindung reicht bis in die private Lebenswelt hinein.“

Selbst die Musik soll immer schneller geworden sein. Martin Rohrmeier behauptet, dass die „musikalische Massenware“ aus dem Hause Britney Spears und Co. einen einfach strukturierten musikalischen Aufbau besitzt, der sich mit steigender Spannung auf ein Ziel zu bewegt, wie etwa bei der Symphonie. Nur dass statt der üblichen 15-60 Minuten das ganze Programm in 3 Minuten vorbei ist. Darüber hinaus entsteht der subjektive Eindruck einer Temposteigerung vor allem aufgrund der „Verdichtung des musikalischen Materials“, weniger als Folge realer Beschleunigung. Rohrmeier zufolge sei Musik in der beschleunigten Gesellschaft „allgegenwärtig, (all)verfügbar, leicht erwerbbar und durchweg funktionalisiert.“ Schuld ist die technische Reproduzierbarkeit der Massenware Musik. Auch wenn die moderne Musik ein sehr breites musikalisches Spektrum aufweist, ist sie von einer

drastischen Monotonie der Formen gekennzeichnet. Komplexere Formen verschwinden.

Ist die Beschleunigung also auch noch Teil einer allgemeinen Verflachung, einer, wie auch immer geformten Nivellierung? Wie sollte es auch anders sein? Wir müssen doch ständig das „Feuer löschen“, in dem wir verbrennen. Wir machen Dinge gleichzeitig, beschleunigen die Partnersuche und steigern die „Erlebnisdichte pro Zeiteinheit“. Auch wenn wir die Zeit zu beherrschen meinen, so leben wir doch auf einem ständig rutschenden Abhang mit dem unausweichlichen Gefühl das wahre Leben zu versäumen. Dabei ist es das eigene Leben, das wir versäumen. Und irgendwann kommt jeder Mensch zur Ruhe – gewollt oder ungewollt. Und dann schaltet sich etwas ein, das sich schon lange nicht mehr gemeldet hat: Die innere Ruhe. Wir können sie sogar im trauten Heim erreichen, nicht mitten unter Kokospalmen auf einer Insel tief in der Karibik. Darum halte ich es mit Peter Lustig und empfehle: „abschalten“.

Beitrag: Dennis Bätge
Illustration: Ansgar Lorenz

Literatur:

- Hartmut Rosa: Soziale Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt a. M. 2005.
- Peter Sloterdijk: Eurotaoismus. Zur Kritik der politischen Kinetik. Frankfurt a. M. 1989.



ZUGzwang

Einmal im Jahr ist es ganz besonders schön mit der Bahn zu fahren. Einmal im Jahr ist es im Grunde ganz egal, wie lange die Reise dauert, wie nervig die Mitfahrenden, wie voll die Abteile, wie hoch die Ticketpreise sind. Denn einmal im Jahr ist Weihnachten. Das Ziel: die Heimat und die Familie. Gut – hat das Fest erst einmal begonnen, fragt man sich schnell, woher die ganze Euphorie kam, wirkt die „liebe“ Verwandtschaft bei der viel zu traditions- und emotionsüberladenen Zusammenkunft doch erschreckend schnell nervtötend, und das „alle Jahre wieder“. Sicherlich ist es deshalb eine ganz gute Einrichtung, dass das Fest der Feste nur alle zwölf Monate auf dem Kalender steht. Das sind zwölf Monate, die ganz genau ausreichen, alle unschönen Erlebnisse des Vorjahres zu verarbeiten, oder auch einfach nur zu verdrängen. Lange Rede, kurzer Sinn: Der Ernüchterung geht alljährlich die Vorfreude voran. Und mit dieser Vorfreude saß ich zwei Tage vor Heiligabend auf meiner Strecke. Die Aussicht war ohne Übertreibung herrlich: Der Himmel war strahlend blau und die Landschaft von einem blendenden Weiß überzogen.

Nachdem ich ein paar Stunden später die Richtung und den Zug gewechselt hatte, fand ich mich in einem angenehm leeren Wagon wieder. Ich versuchte noch ein kurzes Nickerchen zu machen, musste aber schnell einsehen, dass ich viel zu aufgeregt dafür war. Also verlegte ich mich auf's Minutenzählen. Und zwar ziemlich genau bis zu dem Zeitpunkt, als der Zug plötzlich ganz stark abbremste und mitten auf der Strecke zum Stehen kam. Das war nicht das erste Manöver dieser Art, das ich erlebt hatte, aber gewöhnen möchte ich mich daran nicht. Vor meinem geistigen Auge sehe ich dann immer umgestürzte Bäume auf den Gleisen, oder Autos, die zwischen den Schranken eingesperrt wurden. Nachdem wir fünf Minuten



einfach nur da gestanden hatten, meldete sich per Lautsprecheranlage die Zugchefin und teilte uns mit, dass der Triebwagen kaputt sei. An dieser Stelle der Durchsage stöhnte ich bereits stillschweigend in mich hinein und verdrehte die Augen. Ich glaubte zu wissen, was kommen würde: Das stundenlange Warten auf die Reparatur, die letztlich doch nicht zu schaffen sein würde, das Herbeisehnen der Abschlepplok, die uns in den nächsten Bahnhof ziehen würde und das ewige Herumzuckeln mit einem Schienenersatzverkehrfahrzeug. Doch die Frau in der Leitung redete weiter: „Das Problem wird in einer Viertelstunde behoben sein und dann fährt der Zug weiter.“ Ich hielt das für die Übertreibung der Woche. Die DB benötigt 20 Minuten um eine standardisierte Rollstuhleinstiegshilfe an eine ihrer IC-Türen zu basteln und nun behauptete diese Mitarbeiterin, das Herzstück des Zuges in noch kürzerer Zeit wieder fit zu kriegen? Ich tat das einzig logische und zog mein Handy hervor, um meinen bestellten Abholer von einer umfangreichen Verzögerung in Kenntnis zu setzen.

Und, was war? Ich saß im Funkloch. Natürlich. Wo auch sonst? Ich blickte aus dem Fenster und fand, dass der Himmel zwar noch immer blau war, sich nun aber zusätzlich hinter einem gräulichen Schleier verbarg. Die Minuten zerrten sich dahin, während ich meine Mitreisenden der Reihe nach fixierte um ihre Krisentauglichkeit einzuschätzen: Wie gereizt waren sie schon jetzt und wie viel Galgenhumor sind sie vermutlich im Stande aufzubringen? Es waren knapp 12 Minuten vergangen, da setzte sich der Zug doch tatsächlich wieder in Bewegung. Ich müsste jetzt eigentlich 3 Zeilen frei lassen, nur um zu zeigen, wie sprachlos ich war. Wir fahren und fahren und hatten die Verzögerung an meinem Zielbahnhof sogar fast wieder wettgemacht. Was für ein Art Schaden auch immer uns zum Anhalten gezwungen hatte, die Geschwindigkeit der Wiederinstandsetzung war phänomenal. Noch phänomenaler war es allerdings, dass wir uns auf das Wort der Zugchefin tatsächlich verlassen konnte. Um genau zu sein, hat sie sich sogar selbst übertroffen. Das war mein ganz persönliches Weihnachtsmärchen und auf jeden Fall seliger als die Feiertage danach.

Anzeige

ASTA Druck

Allgemeiner Studierendenausschuss
der Universität Münster • Druckerei

Schlossplatz 1
48149 Münster
Tel.: 02 51 - 832 30 58
Fax: 02 51 - 51 92 89
Mail: asta.druck@uni-muenster.de

Beitrag: Mareen Kappis

Illustration: Manuel Rodriguez

Wie Münster über eine Musikhalle streitet...

... und warum eine Medienschlacht droht

Seit mehr als achtzehn Jahren debattieren weite Teile der Münsterschen Bevölkerung über ein einziges Gebäude: eine Musikhalle. Nun, im Jahre 2008, steuert die Diskussion auf eine endgültige Entscheidung zu, denn der Stadtrat Münsters hat am 24. Oktober 2007 mehrheitlich für den Bau der Halle gestimmt – und zwar auf dem Hindenburgplatz. Die Mehrheit der Münsterschen Bevölkerung hält dies für einen Fehler.

Die Positionen der Parteien

Die jüngsten Entwicklungen in dem Bürgerstreit um die Musikhalle begannen am 24. Oktober 2007. An diesem Tage stimmten die Funktionäre von CDU, FDP und SPD für den Bau der Musikhalle auf dem Hindenburgplatz. Die Abgeordneten der Grünen, der Linkspartei und der Unabhängigen Wähler Gemeinschaft (UWG) wandten sich gegen den Bau und protestierten heftig. Kurz darauf verurteilte auch der Deutsche Gewerkschaftsbund die Entscheidung der Stadtratsmehrheit. Ebenso taten dies der Allgemeine Studierendenausschuss (AStA) der Universität Münster und das Studierendenparlament. Die Universität scheint, seitdem der Musikhalle das Etikett „Kultur- und Kongresszentrum“ anheftet, für das Projekt zu sein.

63 Prozent der BürgerInnen sind dagegen

Laut einer Umfrage einer bekannten CDU-nahen Lokalzeitung „Westfälische Nachrichten“ sind 63 Prozent der Bürgerinnen und Bürger gegen eine Musikhalle. In den Medien werden eifrige Rededuelle zwischen Befürwortern und Gegnern ausgetragen. In Leserbriefen fliegen die Fetzen. Thema in den Kneipen ist die Angelegenheit schon lange. Stellenweise soll es sogar zu Beschimpfungen gekommen sein. Die Bürgerinnen und Bürger begründen ihre Ablehnung gegenüber der Musikhalle vielfältig. Einige Bürgerinnen und Bürger Münsters wollen keinen „Klotz“ auf dem Hindenburgplatz stehen haben,

sondern die Freiheit des Platzes schützen, um den Blick auf das spätbarocke Schloss aufrechtzuerhalten. Andere wollen den SEND, den traditionsreichen und bürgernahen Münster-Jahrmarkt erhalten, dessen Standort durch den Bau eines Kultur- und Kongresszentrums (Musikhalle) gefährdet sein könnte. Wieder andere, maßgeblich die Kulturtreibenden der Stadt, befürchten, ist die Halle einmal gebaut, massive Kürzungen für ihren Kulturretat; schließlich will die Stadt 12 Millionen für die Musikhalle ausgeben – Folgekosten nicht mitgerechnet. Und ganz andere betonen, dass die Stadt Münster doch eh' pleite sei und deshalb kein Geld für ein derartiges Bauvorhaben zur Verfügung stellen dürfe, und das auch deshalb nicht, weil die Stadt Münster sich momentan in einer Kürzungsorgie befände, die auch vor Sozial-, Kultur- und Bildungseinrichtungen nicht halt macht. Und dabei seien bisher nur 39 der 178 Sparmaßnahmen umgesetzt. Das strukturelle Haushaltsdefizit Münsters befindet sich bisher bei 65 Millionen Euro jährlich. Hinzu kommt, dass die Finanzierung des Projekts auf wackligen Füßen steht. Dass die Stadt Münster 12 Millionen Euro in das Mammutprojekt investieren will, scheint sicher. Ob der Musikhallenverein, in dem sich einflussreiche und wohlhabende Persönlichkeiten der Stadt Münster befinden und der für den Bau entschieden eintritt, die zusätzlichen 18 Millionen eintreiben kann, ist noch lange nicht in trockenen Tüchern. Die jährliche Verlustbeteiligung von 40 Prozent, welche die Stadt Münster nach dem Bau übernehmen will, könnte für private Investoren zu gering sein.

Die Befürworter

Die Befürworter befinden sich maßgeblich in den eher gehobenen Kreisen Münsters. Der so genannte „Musikhallen Verein“, der sich seit Jahren für den Bau einer Musikhalle auf dem Hindenburgplatz stark macht und insgesamt 18 Millionen Euro aus privaten Quellen (bisher soll er 10 Millionen beisammen haben) zur

Finanzierung beitragen möchte, ist wohl einer der bedeutenden Akteure. Ebenso die „Sozialdemokratische Partei Deutschlands“ (SPD), die am 19. Oktober 2007 während eines eigens zu dem Thema abgehaltenen Sonderparteitages dem Bau eines Kultur- und Kongresszentrums mit Bauchschmerzen zugestimmt hat. Schon vorher hatte es innerhalb der Partei heftige Diskussionen darüber gegeben, ob das bisher auf 30 Millionen Euro veranschlagte Projekt realisiert werden soll. Bereits im Vorfeld dieses Sonderparteitages fanden zahlreiche „ergebnisoffene Informationsveranstaltungen“, wie sie innerhalb der SPD genannt werden, statt, um die Mitglieder von der Notwendigkeit des Baues zu überzeugen. Dass es eine „Richtungsentscheidung für ganz Münster“ sein würde, darin waren sich alle SPD-Mitglieder, die am Sonderparteitag teilnahmen und ihre Stimmen abgaben, einig. Dennoch waren die Reden von Svenja Schulze, Landtagsabgeordnete der SPD und Wolfgang Heuer, dem Vorsitzenden der SPD im Stadtrat zu Münster nicht in der Lage, die Bedenken einiger ihrer Parteimitglieder zu übertönen. Mehrere Mitglieder äußerten am Mikrofon ihren Unmut darüber, dass 12 Millionen Euro aus dem städtischen Haushalt in den Bau fließen sollen. Das Projekt, so ihre Befürchtung, würde auf lange Sicht mehr als nur 30 Millionen Euro kosten und die Stadt Münster langfristig finanziell übergebührt belasten. Ebenso sei die soziale Dimension eines Baus durchaus nicht geklärt. „Was brauchen wir Leuchttürme, wenn wir nicht einmal Wohnungen haben. In der heutigen Zeit ist es nicht einfach, ein solches Projekt anzuschieben und glaubwürdig zu vertreten“, brachte es ein SPD-Mitglied auf den Punkt, und ergänzte: „Mit unserer derzeitigen Politik treiben wir die Menschen der Linkspartei in die Arme. Natürlich können wir versprechen, das Rödl-Gutachten wieder zurückzunehmen, aber ob wir tatsächlich regieren werden, ist doch mehr als fraglich.“ Ebenfalls sei das „Zentrum“ eine Gefahr, nicht nur für kleine Kultureinrichtungen, sondern auch für die Halle Münsterland,



Veranstaltung der Musikhallengegner im Januar.

die bereits zum jetzigen Zeitpunkt nicht richtig ausgelastet sei. Nach geheimer Wahl stimmte die SPD Münster mit 86 Ja-, 12 Nein- Stimmen und zwei Enthaltungen für den Bau eines „Hauses der Wissenschaft“.

Bürgerinitiative gegen Musikhalle – ein großer Erfolg

Ob das Projekt Musikhalle tatsächlich umgesetzt wird, bleibt dennoch weiterhin mehr als fraglich. Die Gegnerinnen und Gegner der städtischen Finanzierung einer Musikhalle auf dem Hindenburgplatz waren bisher nicht untätig. Seit zwei Monaten existiert eine Bürgerinitiative mit mehr als 400 ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern. Sie will die Bürgerinnen und Bürger selbst darüber abstimmen lassen, ob die Halle gebaut werden soll. Das notwendige Ziel, die für einen Bürgerentscheid notwendigen 8.761 Unterschriften von MünsteranerInnen zu bekommen, erreichte sie ohne größere Schwierigkeiten. Insgesamt sind über 20.000 Unterschriften eingegangen. Das Bürgerbegehren ist also ein großer Erfolg. Zahlreichen BürgerInnen war es möglich ihre Meinung kund zu tun. Deshalb muss der Stadtrat nun erneut entscheiden. Entschieden er sich dafür, dem Bürgerbegehren zu folgen, wird die Halle nicht gebaut. Betrachtet er das Bürgerbegehren allerdings als unzulässig, kommt es zum Bürgerentscheid. Dann sind die BürgerInnen Münsters dazu aufgerufen an der Urne abzustimmen. Bindend ist ihre Entscheidung aber erst dann, wenn dem entsprechen-

den prozentualen Anteil gemäß über 46.000 Menschen abgestimmt haben.

Kommt es zur Medienschlacht?

Medien spielen in der politischen Auseinandersetzung eine bedeutende Rolle; so auch im Kampf um die Meinung der Bürgerinnen und Bürger der Stadt Münster. Schon vor der Entscheidung des Stadtrates gab es in der Zeitung „Westfälischen Nachrichten“ meist nur Musikhallen unterstützende Artikel.

Stimmen munkeln, dass dies maßgeblich damit zu tun hätte, dass der Verleger dieser Zeitungen Mitglied des Musikhallenvereins sei. In der Zeit, in der die Bürgerinitiative anfang Unterschriften zu sammeln, wurde sie durch Reporter dieser Zeitung als „kulturfeindlich“ bezeichnet.

Ebenso wurden Horrorszenerarien an die Wand gemalt, die den Niedergang der Mnsterschen Kultur darstellten, falls die Halle nicht gebaut werden würde. Auch wurde unterstellt, die Bürgerinitiative würde „das Soziale gegen die Kultur ausspielen“ und nur „Personen niederer Herkunft“ zum Unterschreiben bewegen.

Diesen Vorwürfen entgegnete die Bürgerinitiative vehement und beteuerte, dass Menschen aus allen Schichten und Parteien gegen die städtische Finanzierung einer Musikhalle seien und dass die Gründe dieser Menschen sehr vielfältig seien. Ebenso berief sie sich auf die zahlreichen Leserbriefe, die bei den Lokalzeitungen eingegangen seien und die Reaktionen von der Straße. Ebenso wurde die Bürgerinitiative medial von der SPD angegangen.

Peter Mai, Kreisverbandsvorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) in Münster und einer der drei Sprecher der Bürgerinitiative wurde von der SPD scharf angegriffen. Sie mobilisierte SPD - nahe Gewerkschafter, die eine Kampagne

der SPD für die Musikhalle unterstützten. Plötzlich wurde durch einen Bundestagsabgeordneten die Frage aufgeworfen, ob das Büro der Bürgerinitiative, das im DGB-Haus beheimatet ist, überhaupt tragbar sei. Ebenso wurde die Legitimation und die Beschlussfähigkeit des DGB - Kreisvorstandes angezweifelt und so die Frage aufgeworfen, ob das Positionspapier, das dieser gegen die Musikhalle verfasst hatte, überhaupt hätte veröffentlicht werden dürfen. Peter Mai reagierte umgehend mit eigenen Pressemitteilungen und erhielt umgehend die Unterstützung zahlreicher Kolleginnen und Kollegen innerhalb des Kreisverbandes, so dass das Thema schnell vom Tisch war, nachdem Peter Mai die Demokratiefähigkeit der SPD öffentlich anzweifelte.

Aber es kommt noch dicker. Der Musikhallenverein hat sich professionelle Unterstützung geholt. Markus Müller, zuletzt Kommunikationsleiter bei den „Kunst-Werken“, Institut for Contemporary Art, Berlin, der sich mit dem „Bureau Mueller“ selbstständig gemacht hat, der seit 2004 auch Lehrbeauftragter an der Universität der Künste Berlin ist, u. a. zwei Privatsammlungen in Fragen der Kommunikation berät und für die Biennale 2008 in Südkorea tätig sein wird, wird am 22. Januar 2008, einen Tag, nachdem die Bürgerinitiative die Unterschriften an den Oberbürgermeister der Stadt Münster übergeben haben wird, ein Büro am Kreativ-Kai beziehen, um tatkräftig für die Musikhalle zu werben.

Die Bürgerinnen und Bürger der Stadt Münster können also mit einer Medienschlacht rechnen.. Und die Studierenden sind dabei mittendrin! Wem werden sie sich anschließen?

Jörg Rostek

Anzeige

Xägt vythe rcf zojk

Sie können diesen Text nicht lesen? Da geht es Ihnen wie vielen Kindern auf der Welt: sie können nicht lesen und schreiben. Gemeinsam mit einheimischen Selbsthilfegruppen setzt sich terre des hommes dafür ein, dass Kinder lernen können. Bitte unterstützen Sie diese Projekte. Informationen senden wir Ihnen gerne kostenlos zu. Schicken oder faxen Sie uns diese Anzeige mit Ihrer Anschrift.

terre des hommes	Telefax 0544/707233	Spendenkonto 700800700
Postfach 4126	eMail info@tdh.de	Vollbank Osnabrück eG
49073 Osnabrück	Internet www.tdh.de	BLZ 26590025

terre des hommes

1286 sec 2003 m

Genrehighlights aus der Filmgeschichte

Teil 1: Horror : Hellraiser – Das Tor zur Hölle - „We'll tear your soul apart“ - Richtungsweisender Horror aus den 80er Jahren vom Gruselmeister Clive Barker

Mit Hilfe eines magischen Würfels ruft der zwielichtige Frank Dämonen herbei, doch statt die erhofften Freuden zu erfahren, nehmen ihn die sogenannten Zenobiten mit in ihre Dimension des Schmerzes. Der Getäuschte kann entkommen, sichtlich gezeichnet, ohne Haut und Fleisch auf seinen Knochen, und versteckt sich im Hause seines Bruders Larry und dessen Frau Julia, mit der Frank einst ein Verhältnis hatte. Julia, Frank immer noch sexuell hörig, muss nun Männer in das Haus locken, die von ihrem einstigen Liebhaber getötet und ausgesaugt werden, damit sich sein Körper wieder komplettieren kann. Julias Stieftochter Kirsty entdeckt die unheimlichen Vorgänge, gerät dabei selber in den Bann der Zenobiten und geht mit diesen einen gefährlichen Deal ein.

Clive Barker schuf 1987 mit „Hellraiser“ einen Meilenstein des modernen Horrorfilms, basierend auf dem von Barker selbst verfassten Roman „Das Tor zur Hölle“ (The Hellbound Heart). Die beklemmende Atmosphäre ist ebenso eindrucksvoll wie ein Großteil der Special Effects, die, dem Entstehungsjahr gemäß, noch ohne Computeranimationen auskommen und die gezeigte Gewalt noch explizierter erscheinen lassen. „Hellraiser“ ist durchweg düster und verstörend, wobei die Bösartigkeit nicht vorwiegend an den Zenobiten, sondern besonders an den Charakteren von Frank und Julia festzumachen ist. Julia fungiert als berüchtigte „böse Stiefmutter“, indem sie das Leben ihrer eigenen Familie aufs Spiel setzt, um Frank zu retten. Daher handelt der Film auch von Begierde und Verrat innerhalb familiärer Verhältnisse. An solch menschlichen Gefühlsverwirrungen weiden sich die Zenobiten, wenn sie beispielsweise Kirstys Tränen kommentieren: „Oh, no tears, please. It's a waste of good suffering.“



Horror pur!

Die Dämonen selber, angeführt von ihrem charismatischen „Leadcenobit“, der erst in den weiteren Filmen der Hellraiser-Reihe als „Pinhead“ betitelt wird, treten insgesamt nur selten in Erscheinung. Dann aber in eindrucksvoller Weise, von Mystik umgeben und eiskalt, wenn es darum geht, ein Opfer zu bestrafen. Das zentrale Motiv ist der Würfel („The box“), der die Höllenwesen in die Welt der Menschen bringen kann, aber auch

die alleinige Möglichkeit bietet, die Zenobiten wieder zurückzubefördern.

Die Dialoge und die Bildsprache des Films sind roh und subtil zugleich, was die meisten der gegenwärtigen Horrorfilme, deren Regisseure oftmals nur an einer Dezimierung der Protagonisten interessiert sind, locker in den Schatten stellt. Da die Wortwechsel zwischen Peinigern und Verfolgten im Originalton deutlich eindrucksvoller, und die deutschen Versionen in den Gewaltdarstellungen oftmals gekürzt sind, ist eine ungeschnittene, englischsprachige Version für den vollen Filmgenuss zu empfehlen.

Während der zweite Teil „Hellbound – Hellraiser 2“ ebenfalls in die Abgründe der menschlichen Psyche abtaucht, beginnt schon ab „Hellraiser 3 – Hell on Earth“ die kommerzielle Ausschlachtung der Grundidee von Barkers Figuren, so dass es mittlerweile schon sieben Sequels gibt, wobei die letzten vier Filme nichts mehr mit der eigentlichen Storyline zu tun haben. 2008 wird voraussichtlich ein Remake in die Kinos kommen. Die erfreuliche Nachricht dabei ist, dass Clive Barker zumindest für das Drehbuch verantwortlich sein soll – man darf also gespannt sein.

Hellraiser. GB 1987; 94 Min. Regie u. Buch: Clive Barker; Kamera: Robin Vidgeon; Produktion: Christopher Figg, Mark Armstrong, David Saunders, Christopher Webster; Schnitt: Richard Marden; Musik: Christopher Young; Darsteller: Ashley Laurence (Kirsty Cotton), Clare Higgins (Julia Cotton), Andrew Robinson (Larry Cotton), Sean Chapman (Frank Cotton), Oliver Smith (Frank das Monster), Doug Bradley (Pinhead/Lead Cenobite)

Stefan Huhn

Wild West revisited

Akers Chacón, Justin und Mike Davis: Crossing the Border. Migration und Klassenkampf in der US-amerikanischen Geschichte. Assoziation A, Berlin/ Hamburg 2007. ISBN: 978-935936-59-0. 350 Seiten, 20,- Akers Chacón, Justin und Mike Davis: Crossing the Border. Migration und Klassenkampf in der US-amerikanischen Geschichte. Assoziation A, Berlin/ Hamburg 2007. ISBN: 978-935936-59-0. 350 Seiten, 20,- Euro

In dem Comic „Braucht die Welt einen Superman?“ von 1972 wird Superman von Außerirdischen die Frage in den Kopf gesetzt, ob es denn sinnvoll wäre, dass ein übermächtiger Held die Menschen beschützt. Bei seiner Rückkehr auf die Erde stößt er im südlichen Kalifornien auf mexikanische Baumwollpflücker in einer Auseinandersetzung mit einem US-amerikanischen Großgrundbesitzer.

Aufgrund seines eigenen Migrationshintergrundes (vom Planeten Krypton) hält Superman den mexikanischen ArbeiterInnen einen Jungen, der als einziger zum Streik bereit war, als Vorbild vor.

In Folge der 1968er-Revolution fand das Thema Migration aus Lateinamerika, traditionell in den USA von Konservativen und Rechten besetzt, mit linken Indikationen Eingang in die Comics. Es ist dabei ein Geniestreich, den US-amerikanischen LeserInnen den Ur-Amerikaner und die Identifikationsfigur Superman als MigrantInnen vorzuführen – wobei die Konnotation, dass die meisten US-AmerikanerInnen aus einer MigrantInnenfamilie stammen, intendiert sein dürfte.

Dass die lateinamerikanischen MigrantInnen eben keinen Superman brauchen, haben sie in den vergangenen Jahren des neuen Jahrtausends eindrucksvoll bewiesen: Nachdem im Dezember 2005 der ‚Sensenbrenner‘-Vorschlag „1.100 km neue Befestigungsanlagen vorsah und die Einreise ohne Papiere sowie die Beihilfe dazu zu schweren Verbrechen machen wollte“ (ILA 306, S.5), kam es zu einer „große[n] Welle an Demonstrationen, Blockaden und Streiks von MigrantInnen“ (Grundrisse 24/07, S.56), die, da ist dem Grundrisse-Autor Dieter Behr nur zuzustimmen, das vorliegende Buch motiviert haben müssen. Drei Millionen Menschen streikten im Mai

2006 für die Rechte der MigrantInnen – eine Zahl, die selbst die Weltmacht USA beeindruckt haben dürfte.

Der Sensenbrenner-Vorschlag ist nicht durch das US-amerikanische Parlament ratifiziert worden. Damit ging aber auch das Engagement der traditionell nicht gerade einwanderungsfreundlichen Gewerkschaften unter dem Mantel des Dachverbandes AFL-CIO zu Ende. Zu der migrationspolitisch meist unrühmlichen Geschichte der amerikanischen Gewerkschaften – abgesehen von den unionistischen IWW und konkret migrantischen Gewerkschaften – wissen Akers und Davis einiges zu sagen.

Das düstere Gegenbild zu Superman ist der Vigilant – so wird er in den Comics immer benannt – Batman, der reiche, aber einfache, weiße Amerikaner ohne Superkräfte, der das Gesetz in die eigene Hand nimmt. Dass Batman nichts anderes als ein protofaschistisches Arschloch ist, wissen auch die meisten ZeichnerInnen und AutorInnen der Comics, und dieses Wissen, wie auch das Wissen, das selbst protofaschistische Vigilanten eine menschliche Geschichte haben, macht die Comics auch für Linke attraktiv.

Der Vigilant ist ein Urmythos US-amerikanischer Geschichte. Wir kennen ihn aus zahlreichen Wild-West-Filmen oder auch aus den Lucky Luke-Comics. Vigilanten, die wir als „Cowboys“ oder „Westmen“ kennen, sind die Helden, wie Hegel sie beschrieben hat: In einer entfernten, nicht-staatlichen Welt sind sie es, um die sich die Mythen einer Staatsgründung bilden. Unzählige Clans (und Klans) und Hilfsheriffs verhalten einem Rechtssystem zum Durchbruch, auf das sich die USA bis heute als Gründungsmythos berufen können. Daher ist Batman so populär: Er repräsentiert – mehr als Superman



– bis heute den amerikanischen Traum von der privaten Durchsetzung des Rechts. Ganz weit vorne unter den kritischen Batman-Autoren ist Alan Moore („V wie Vendetta“), in dessen Werk sich mit „Watchmen“ der Comic befindet, der 1986 das gesamte Genre revolutioniert hat. Die „Superhelden“ Moores sind teilweise bekennende Nazis und der Antiheld Rorschach sendet sein Tagebuch der faschistischen Zeitschrift „Neuer Grenzwächter“. Neue Grenzwächter, die sich, wie die Liga der ehrenwerten Gentlemen im benannten Comic, nach den Spezialtruppen der amerikanischen Revolution ‚Minutemen‘ nennen, gibt es auch noch heute. Sie sind wie der Ku-Klux-Klan und vergleichbare Gruppen ebenfalls bekennende Nazis und sammeln sich Jahr für Jahr an der Südgrenze der USA. Allein sind die MigrantInnen nicht blöd, warten das Ende des Urlaubs der ‚Minutemen‘ ab und überqueren die Grenze erst,

Fortsetzung auf Seite 40



wenn dies selbst ernannten Superhelden der US-amerikanischen Nation ihre Positionen verlassen haben und wieder in ihrer Geheimidentität als texanischer Farmer oder New Yorker Journalist untergetaucht sind.

Den alten und neuen Vigilanten des amerikanischen Alptraums entgegen standen und stehen Scharen von organisierten Kriminellen – zum einen die lateinamerikanischen und asiatischen MigrantInnen, zum anderen die Revolutionäre aus Europa (Iren, Deutsche und Franzosen) und Sträflinge und Flüchtlinge (etwa aus Australien). Gegen all dieses Lumpenproletariat müssen sie sich zur Wehr setzen, mit Schusswaffen und Stricken oder aber – und das ist neu – mit Gesetzen, wobei diese immer interpretierbar sind. Im Zweifelsfall hat der Vigilant immer noch mehr recht und Recht als der Staat – weil dieser in seinem Sinne immer noch nicht durchgesetzt ist.

Auch diese Kriminellen finden wir in der Populärkultur wieder – im (sexistischen) Film „Viva Maria“ ist die bombenwerfende Tochter eines revolutionären Iren die Hauptfigur, bekannte europäische Revolutionäre, die sich in den fernen Westen verziehen, sind Karl Mays „Old Firehand“

und „Sam Hawkins“. Und wie im Falle des benannten Superman-Comics findet auch hier eine Uminterpretation nach 1968 statt – sind es doch die europäischen „Kriminellen“, die in den Italo-Western gemeinsam mit Mexikanern Rebellionen und Revolutionen gegen Großgrundbesitzer anzetteln, die plötzlich als Helden im Zentrum der Handlung stehen – und so eurozentristisch diese Darstellungen sind, so historisch sind sie dennoch auch.

Was uns aus den klassischen Western á la John Wayne entgegensieht, ist tatsächlich die US-amerikanische Geschichte aus Sicht der weißen Sieger. Die Desperados dagegen sind nicht zufällig nach 1968 in den Focus gerückt: Sie waren Träger proletarischer und migrantischer Rebellionen.

Justin Akers Chacón und Mike Davis schreiben die Geschichte der USA neu, eben nicht aus der Sicht des Zentrums der Herrschaft, sondern von der Peripherie her – tatsächlich vom Rand Amerikas, der mexikanisch-US-amerikanischen Grenze. Der individualistische Wilde Westen wird aus dieser Sicht zu einem Szenario des Klassenkampfes, „des bluttätigste[n] und gewalttätigste[n] aller Länder“ (S.15).¹

Ein Beispiel, das abschließend erwähnt werden sollte, sind die berühmten Pinkerton-Detektive, die einer europäischen LeserInnenschaft schon vor 100 Jahren aus zahlreichen Groschenkrimis bekannt waren.² Diese vermeintlichen Detektive waren nichts anderes als eine organisierte, bewaffnete Bande von Streikbrechern – Privatarmeen des Kapitals. Der Begriff „Streikbrecher“ hat in diesem Zusammenhang eine ganz andere Konnotation als die des Arbeiters, der trotz Streik einfach arbeitet – der Streikbrecher war derjenige, der blind in die Streikposten ballerte. So ist Jack Londons berühmte Tirade gegen die Streikbrecher zu verstehen: „Nachdem Gott die Klapperschlange, die Kröte und den Vampir geschaffen hatte,

blieb ihm noch etwas abscheuliche Substanz übrig, und daraus machte er einen Streikbrecher. [...] Kein Mensch hat das Recht, Streikbrecher zu halten, solange es einen Wassertümpel gibt, der tief genug ist, daß er sich darin ertränken kann oder solange es einen Strick gibt, der lang genug ist, um ein Gerippe daran aufzuhängen. [...] Der moderne Streikbrecher verkauft sein Geburtsrecht, sein Land, seine Frau, seine Kinder und seine Mitmenschen für ein unerfülltes Versprechen seines Trusts oder seiner Gesellschaft. [...] Ein Streikbrecher ist ein Verräter an seinem Gott, seinem Land, seiner Familie und seiner Klasse!“³

Ob nun im historischen Teil Mike Davis' oder in der zeitgenössischen Betrachtung Justin Akers Chacóns: Der Wilde Westen feiert fröhliche Urstände. Wer das Buch gelesen hat, der weiß: Der wilde Westen ist eher ein Fall für Karl Marx (vgl. S.147) als für Karl May.

1 Die Autoren betonen ausdrücklich, dass der europäische Faschismus und der Holocaust als zeitlich begrenzte Ausnahmesituationen diese Geschichte überflügelt haben.

2 Z.B. „Tante Droll“, ein Detektiv in den Wild-West-Romanen Karl Mays.

3 Als in der Simpsons-Folge „Prinzessin Zahnstein“ der Atomkraftwerk-Besitzer C. Montgomery Burns Streikbrecher einsetzen möchte, erscheinen uniformierte und bewaffnete Rentner unter Anführung Abraham Simpsons. Das gewalttätige Streikbrecherwesen ist aber auch in Europa nicht unbekannt: 1910 verteilte die SPD in Berlin ein Flugblatt mit einem „Interview mit einem Streikbrecher“: Meine Hauptaufgabe ist ja nicht, Streik zu brechen, sondern Streik zu verbieten. [...] Det machen wa sehr vornehm. Der [Vertrauensmann der Gewerkschaft] wird nicht jemaßregelt, det wirde ja beeses Blut machen. Er kriegt nur plötzlich eens in die Fresse jeschlagen.[...] Jeht dann der Vtrauensmann nich von selba, denn jibt's noch eene von een andern [...].“ Zit. aus: Enzenseberger u.a.(Hrsg.): Klassenbuch 2. Ein Lesebuch zu den Klassenkämpfen in Deutschland 1850 – 1919. Darmstadt/Neuwied 1972. S.178.

Beitrag: Torsten Bewernitz
Illustrationen: Ansgar Lorenz

Edition Eins!

Der PicknickPark hat ein Buch herausgegeben.

Seit vier Jahren fährt durch Münster ein imaginärer Bus, der jeden Monat eine imaginäre Haltestelle in der Eckkneipe „Picknickpark“ erreicht. Aus dem Bus steigen Ideen, Gedichte und Erzählungen aus und erklingen in den Räumlichkeiten des Etablissements. Gefüllt mit dem Duft der Reime, verführt von der aphrodisierenden Wirkung des Wortes, umhüllt in einer warmen Atmosphäre der lebendigen Idee der Salongesellschaft fühlen sich sowohl die Zuhörenden als auch die Vortragenden äußerst wohl.

Picknickpark ist eine Konzeptkneipe, die von der jungen Münsteranerin Ellen Bonte seit vier Jahren geführt wird. Innerhalb der Räumlichkeiten finden Philosophieabende, Konzerte, Ausstellungen und Leseabende statt. Das Konzept soll eng an die im 17. Jahrhundert erstandene und im 19. Jahrhundert in Paris, München, Berlin und Wien ihren Höhepunkt erreichende Idee der Salongesellschaften erinnern. Kennzeichnend für jene Form von öffentlicher Kommunikation ist ein Diskussionsforum, das einen freien, unmittelbaren und intimen Gedankenaustausch zu politischen, sozialen und kulturellen Themen bietet.

Innerhalb dieser Plattform hat sich der „Poetenbus“ als Treffpunkt für diejenigen, die gern schreiben und ihre Werke öffentlich vortragen, aber auch diejenigen, die gern zuhören und sich inspirieren lassen wollen, einmal monatlich im Picknickpark etabliert. Das Besondere an dieser Form der „Autorenlesungen“ ist die Tatsache, dass jeder, der gern schreibt, seine Sachen vorlesen kann. Die Vortragenden stehen in keinerlei Wettkampf gegeneinander, vielmehr sollen sie sich in einem produktiven Miteinander erfahren.

Dass die Poetenbusabende Erfolge aufweisen, zeigt nicht nur ihr kontinuierliches Fortbestehen, sondern auch die regelmäßige und zahlreiche Anwesenheit heterogener Leserschaften und Rezipientengruppen.

Nun wurden die Gäste des Picknickparks am Ende des Jahres von einem besonderen Ereignis überrascht. Am 19. Dezember erschien beim Verlag Sricptorium ein erster Sammelband, „Edition Eins“, welcher Beiträge von den PoetenBüssler Passagieren beinhaltet. Sieben junge Münsteraner Autoren/innen (Nicolas Ermisch, Sebastian Huncke, Udo Wellerdick, Christian Haps, Kay Manteuffell, Ellen Bonte und meine Wenigkeit Monika Stermann) haben in Zusammenarbeit mit diversen Grafikern, Künstlern und Illustratoren ein Buch herausgegeben, das eine echte Herausforderung war.

Die jungen Schreiber/innen besitzen – ähnlich den eigenwilligen Bohemien – ein jeweils individuelles und eigenständiges Verständnis von Schreiben und Literatur. Nichtsdestotrotz ist ein vielseitiges (im wörtlichen wie im abstrakten Sinne des Wortes) und interessantes Buch entstanden.

„Die Idee, ein PoetenBusBuch herauszugeben, war nicht neu“, so die Herausgeberin Ellen Bonte „da es immer wieder Fragen von Seiten des Publikums gab, ob man die vorgelegten Texte irgendwo lesen kann. Gleichzeitig bildet der Titel eine Zukunftsherausforderung“.

„Edition 1“ ist ein Buch, das verschiedene stilistische und thematische Richtungen kombiniert und den Leser auf eine abwechslungsreiche Reise mitnimmt. Das Buch erzählt von Alltagshelden, Mittelaltershelden, Tierhelden und Anti-Helden, die alle eine individuelle Schönheit ausstrahlen. Die Texte decken das breite Spektrum von satirischer Lyrik, Konzeptdichtung, narrativer Prosa bis hin zu aphoristischen Erzählungen, Kurzgeschichten und Leid- und Liebesstorijs ab. Sie zeigen eine abwechslungsreiche Welt. Da gibt es das kleine Entlein, das seine Lebenslektionen lernt, da flattert es nur so von Zaunkönigen, Prüfungsabsolventen, Äbten und eigenen Lehrlingen, sehnsuchtsvollen Männern und vereinsamten Großstadtmenschen, die in einer Berliner Plattenbausiedlung leben. Dabei verbindet all die

Beiträge die Liebe zum Menschlichen, zu jenen Helden des Lebens, die durch schrillste Geschehnisse und verworrenste Schicksalsereignisse ihre Existenz zu meistern versuchen. Mal humorvoll und mal tragisch geben die Autoren den Blick frei auf die Gegenwartsliteratur in Münster und weit über die Grenzen dieser Stadt hinaus. Geschmückt werden diese Geschichten durch zahlreiche Illustrationen und Tuschezeichnungen von TH Barczyk, Dominik Harijanto, Ute Kneisel, Johannes Mundiger, Mario Puschmann und René Woltermann – allesamt professionelle Illustratoren, Designer oder bildende Künstler –, welche das Buch zu einem Gesamtkunstwerk machen.

Der herausfordernde Titel „Edition Eins“ soll darauf hinweisen, dass die gesamte Truppe der PoetenBüsslern auf weitere Teilnehmer, Inspirationen, Leserschaften und Bände hofft.

Auf die Frage, was Hoffnung sei, antwortet Ellen Bonte lächelnd „Hoffnung ist nicht der Glaube, dass es besser wird, sondern dass es Sinn macht und „Edition Eins“ macht schon Sinn“.

Dann wünsche ich den Lesern viele sinnige und sinnliche Erfahrungen auf der Wanderung durch die Seiten von „Edition Eins“, die wirklich eine ungewöhnliche „Bohemien Rhapsodie“ geworden ist und die erste Auflage bereits so gut wie ausverkauft ist. Man kann noch Restexemplare in den Münsteraner Buchhandlungen (Rosta, Poertgen Herder, Ellens Buchhandlung, Thalia) finden.

Monika Stermann



Picknickpark Innenansicht.

Veranstaltungstermine

noch bis 17.02.2008:

Ausstellung: Freiheit der Linie
Von Obrist und dem Jugendstil zu Marc, Klee und Kirchner
LWL Landesmuseum, Domplatz 10

31.01. - 03.02.2008
Rundgang 2008 Ausstellung der Kunstakademie Münster

Leonardo Campus 2
10.00-20.00 Uhr geöffnet
(30.01.2008, 18.00 Uhr Eröffnung)
www.kunstakademie-muenster.de

01.02.2008, 19.30 Uhr
Musik anderer Kulturen – Südindische vina und mridangam
Konzertsaal der Musikhochschule, Ludge-riplatz 1

03.02.2008, 11.00 Uhr
Studentenorchester mit: Spaß in Musik
Waldorfschule Gievenbeck
Rudolf-Steiner-Weg 11

03.02.2008, 17.00 - 24.00 Uhr
Domingo del Carnaval Latino
Traditioneller lateinamerikanischer Karneval
Bürgerhaus Kinderhaus -AGORAlden-brockplatz
8, MS Kinderhaus

04.02.2008
Rosenmontagsumzug
Innenstadt

06.02.2008, 20.00 Uhr
Semesterabschlusskonzert des Jungen Sinfonieorchesters Münster
Aula am Aasee, Platz der Weißen Rose / Scharnhorststraße 100

06.02.2008, 20.30 Uhr
Lob der Stiefmutter (nach Mario Vargas Llosa) – theater en face
Studiobühne, Domplatz 23

07.02.08, 19.00 Uhr
Irgendwas mit Kunst Berufsvorstellung
„Kulturredakteur“ (Stefan Koldehoff vom Deutschlandfunk, Köln)
LWL Landesmuseum Domplatz 10

07.02.2008, 20.00 Uhr
ARCADIA (Arkadien)
Komödie von Tom Stoppard (English Drama Group Münster)
Studiobühne, Domplatz 23

08.02.2008, 20.00 Uhr
James Joyce - Chamber Music and Irish Folk Music
Gregor Bohnensack und Jörg W. Rade-macher
Theaterbühne im Kreativ-Haus
Diepenbrockstraße 28

08.02.2008, 19.30 Uhr
Ausbilder Schmidt
Schloss, Aula, Schlossplatz

10.02.2008, 15.00 Uhr
Freiheit der Linie Von Obrist und dem Jugendstil zu Marc, Klee und Kirchner,
Öffentliche Führung zur oben genannten Ausstellung
LWL Landesmuseum, Domplatz 2

10.02.08, 20.00 Uhr
Impro 005 - Die ultimative Improshow
Theaterbühne im Kreativ-Haus
Diepenbrockstraße 28

15.02.08, 20.00 Uhr
Dieter Hildebrandt: Nie wieder achtzig!
Kabarettistische Lesung
Aula am Aasee, Scharnhorststraße

17.02.08, 18.00 Uhr
Abschlusskonzert
Klanginstallation LOTOS mit Andreas Oldörp im Rahmen des KlangZeitFestival 2008 'time is on my side',
Dominikanerkirche

23.02.08, 20.00 Uhr
Rufus Beck spielt Jules Verne
"Von der Erde zum Mond"
Aula am Aasee, Platz der Weißen Rose / Scharnhorststraße 100

28.02.08, 20.00 Uhr
THE VERY BEST OF BLACK GOSPEL
Erlöserkirche

Januar-Cartoon: Gute Vorsätze



Illustration: Ansgar Lorenz

Das erste SSP-Rätsel!



Das SSP-Rätsel Nr.1(oben):

Tipp: Auch den Rauchern bekannt. (Fünf Buchstaben)

Das SSP-Rätsel Nr.2(links):

Tipp: Ein Glücksbringer in vier Teilen und neun Buchstaben.

Dein Rätsel im SSP

Das Rätsel war blöd? Dein eigenes ist viel besser? Schick uns dein Rätsel, bitte mit Lösungsweg, an: semesterspiegel@googlemail.com

Sudoku!

Hinweis: Das rechte Sudoku ist mittelschwer und das linke eher schwer.

	7	6	3			9		
3	8		7	4			5	
9		2						
		9						
	1		6		3		4	
						6		
						3		2
	2			3	7		8	9
		8			2	1	6	

				4		9	1	
4		1				6		
				9				
		6		5			2	
		8						
2				7		3		
8		4						7
			8	3		1		

Don Quijote

INTERKULTURELLES ZENTRUM



Infoladen und Café: Montag bis Freitag 12-16 Uhr
Abendveranstaltungen, Gruppenräume | Freitag 13 Uhr Mittagessen
Mo bis Do 13-18 Uhr: Treffen für afrikanische Studierende
Scharnhorststraße 57 | 48151 Münster | www.donquijote.de.ms | Telefon: 0251-521112